Vaterländisches Museum.

Zweiter Band Erstes Heft.
und letztes

Hamburg, bey Friedrich Perthes.
1811.

Vorwort.

Bey Eröffnung des neuen Jahrganges des vaterländischen Museums haben die Herausgeber desselben ihren Lesern und Freunden über Ansicht und Zweck dieses Journals nur wenig zu sagen, da die frühere Anzeige hinlänglich verstanden worden zu seyn scheint, und die ersten sechs Hefte über die Ausführung auch einige Erläuterung gegeben haben.

Die Herausgeber, obwohl ihrer Absicht sich klar bewußt, und demnach voll innerer Sicherheit, wünschen dennoch durchaus jedem Mißverständnisse bey rechtlichen und wohlgesinnten Männern zuvorzukommen, und erwähnen daher, daß sie das V. M. betrachtet zu sehen wünschen, wie eine gute Gesellschaft, in die man geht, um sich durch Mittheilung zu verständigen, zu kräftigen, zu stärken!

Jeder tüchtige Mann bringt sich selbst mit in die Gesellschaft, und verliert sich da nicht; es wird aber da nicht geduldet der Böse, der Schlechte, der Gemeine; diese werden mit Gewandtheit, und erforderlichenfalls mit Gewalt daraus entfernt; man erträgt, was wohlgesinnt ist und gute Sitte hat.

Immer aber werden nur diejenigen zur Sprache kommen und Wort behalten in solcher Gesellschaft, die Geist besitzen und Tiefe des Sinnes, Lebendigkeit der Ansicht und Reichthum der Erfahrung. Gerne sieht und hört man diese, und zwar mit Nutzen und Erweckung des Eignen, wenn sie auch andere Wege, als die unseren, gehen! — Jeder kennet ja seine eigne Schwachheit.

Uns besonders, da wir doch einmal Deutsche sind, deren Physiognomie weniger auf dem Angesicht als dahinter liegt, deren Einigung weder im Politischen noch Industriösen, sondern einzig im Religiös-Ethischen besteht, denen also kein äußeres Greifliches aufgestellt ist — uns besonders steht es wohl an, alles, was aus gutem Kopf und Herzen kommt, frey, liebend und ohne Deutung aufzunehmen.

Allerdings bemühen sich die Herausgeber des vaterl. Museums, diese gute Gesellschaft auf höheren, festeren Grund zu stellen, wo allein der Wahrheit gehuldigt wird und der Liebe zum Guten und Schönen; ferne aber sey es von uns, falsche Götzen zu bilden, denn es ist fürwahr besser, in der Irre laufen und suchen, als falsche Wege blind betreten.

Hamburg, im Novemb. 1810.

Inhalt.

Vaterländisches Museum.

Erstes Stück. Januar 1811.

Andenken an Ludwig Timotheus von Spittler.

Oft hat man es den Deutschen vorgeworfen, daß sie undankbar gegen das Andenken ihrer großen Männer seyen. Nicht ohne Grund, wenn von Denkmälern von Erz und Stein, wenn überhaupt von äußern Bezeugungen der Theilnahme und des Schmerzes die Rede ist. Auch die Hand des Freundes streut nicht immer die Blumen, die sie streuen könnte und sollte; und mancher große Todte stieg ohne öffentliche Klage in die Grube hinab. Das vaterländische Museum scheint der schicklichste Platz zu seyn, das Andenken der Männer zu feyern, welche die deutsche Nation verherrlichten; gewiß nicht an Stoff kann es fehlen, fänden sich nur würdige Herolde! Aber nicht prunkende Lobreden sollen es seyn; für die Welt so

ermüdend, als unfruchtbar für den, dem sie gehalten werden. Was sie waren, wie sie es wurden, — dieß darzustellen ist die Aufgabe!

Drey seiner ersten Historiker verlor Deutschland in dem Zeitraum Eines Jahrs: Müller, Schlözer und Spittler. *) Hat gleich noch keiner das Andenken des Letztern gefeyert, so wird doch dieses deßhalb nicht untergehen. Er hinterließ Werke, nicht bloß wichtig, sondern unentbehrlich für jeden Verehrer der Geschichte. Und noch leben Tausende seiner Zeitgenossen, denen er Lehrer nicht bloß durch Schriften war. Zu ihnen gehört auch der Verfasser dieser Zeilen; in die Trauer über seinen Verlust mischt sich bey ihm die Erinnerung, wie er noch als Mann seiner Freundschaft genoß, nachdem er als Jüngling zuerst durch ihn in die historische Laufbahn geführt worden war.

Schwer möchte es seyn, drey Männer zu finden, von so verschiedenen Ansichten, Talenten und Denkart, als die drey oben genannten. Spittler hatte weder den finstern Ernst von Schlözer, noch die sprudelnde Lebendigkeit und Gutmüthigkeit von Müller. Es war der bedachtsame, vorher gern alles abwägende Mann; aber in dem Innern des Busens glimmte ihm darum nicht weniger ein heiliges Feuer. War Schlözer vielleicht mehr originell, hatte Müller vielleicht mehr Genialität, so übertraf Spittler beyde an hellem und richtigem Blick. Er konnte glänzen wie Müller; aber Müller glänzte nur, wenn er schrieb; Spittler weniger, wenn er schrieb, als wenn er sprach. Aber um ihn zu beurtheilen, muß man

*) Nachdem die Stimme ihres Volks sie schon lange geadelt hatte, wurden alle drey von Fürsten geadelt. Es ist schicklicher, sie hier nach dem Stande zu nennen, in dem sie sich emporschwangen.

seine gelehrte Laufbahn kennen. Unterschied sie sich von der der meisten Historiker, so gelangte er auch auf ihr zu einem andern Ziel.

Geboren in Würtemberg,*) erhielt er auch auf den Lehranstalten zu Tübingen seinen Unterricht. Classische Literatur und Philosophie waren die Gegenstände desselben, die ihm aber nur als Vorbereitung zur Theologie dienen sollten. Wenn gleich nicht eigentlich von der Natur zur Speculation berufen, war er dennoch nicht todt für sie; wer etwa sein Zuhörer in seinen frühern Vorlesungen über Dogmengeschichte war, wird sich der Beweise davon erinnern. Die Kunde der alten Sprachen bahnte ihm den Weg zum gelehrten Studium der Geschichte. Aber auch nur von dieser Seite sah er jene an. Mit warmer Vorliebe schien er nie an classischer Literatur zu hangen; der Kreis seiner Forschungen führte ihn ohnehin davon ab. Die alten Geschichtschreiber waren ihm meistens nicht kritisch genug; nur vom Tacitus sprach er mit einer Art von Ehrfurcht.

Der Sinn für Geschichte muß sich schon früh in dem Jüngling entwickelt haben, wenn gleich die ersten Veranlassungen dazu und der ordentliche Zeitpunkt unbekannt sind. Seine theologischen Studien nahmen sehr bald eine historische Wendung; und Kirchengeschichte ward der Lieblingsgegenstand seiner Forschungen. Indeß war es zuerst weniger die Geschichte der kirchlichen Gesellschaft, als die der Lehren, welche ihn anzog. Dieß führte ihn nothwendig in ein von wenigen betretenes Feld, in das der Patristik. Mit eisernem Fleiß studirte er die Werke der Kirchenväter, besonders der Griechen; und ruhte nicht, bis er das Ganze durchwandert und durchsucht hatte.

*) Im Jahre 1752.

Wenige waren hier so zu Hause, wie Er! Wie verschieden auch die nachmaligen Gegenstände seiner Arbeiten waren, so waren es doch diese Untersuchungen, die ihn an Quellenstudium, die ihn an die Tiefe der Forschung gewöhnten. Die Früchte dieser Studien waren einige Schriften von mäßigem Umfange, aber tiefer Gelehrsamkeit. Die Geschichte des sechzigsten Laodicäischen Kanons*) eröffnete die Reihe; auf welche nicht lange nachher die Geschichte des kanonischen Rechts vor dem falschen Isidor,**) und die Geschichte des Kelchs im Abendmahl***) folgte. Die ersten beyden erschienen noch in Tübingen. Sie reichten hin, die Aufmerksamkeit der Männer zu erregen, denen die Leitung der hiesigen Universität anvertrauet war. So tiefe Studien, mit so vielem Geist gepaart, hatte man nicht leicht in einem jungen Manne gesehen. Der damalige Privatdocent in Tübingen erhielt einen Ruf als Professor der Weltweisheit nach Göttingen, und nahm ihn an. ****)

Mit der Idee, Lehrer der Kirchen- und Dogmengeschichte zu werden, kam Spittler also nach Göttingen. Die Laufbahn schien ihm hier auch geöffnet. Er hatte nur Walch neben sich, der, wenn er auch an Gelehrsamkeit dem jungen Manne überlegen war, doch an Geist und in der Methode der Behandlung so weit hinter diesem zurückstand, daß der Sieg diesem kaum entstehen zu können schien.

Gleichwohl war Spittler's erster Auftritt in Göttingen

---

*) Im Jahre 1777.

**) Im Jahre 1778.

***) Im Jahre 1780.

***) Im Jahre 1779.

nicht glänzend. In seinem Seminar zu Tübingen, und unter seinen Kirchenvätern, hatte er weder die äußere Bildung, noch den Vortrag erhalten können, ohne welche auf diesem neuen Schauplatze nicht fortzukommen war. Mit Schüchternheit betrat er den Lehrstuhl; mit sich selber schien er noch nicht über die Methode einig. Ein Paragraph ward dictirt; dann darüber gesprochen; dann wieder dictirt. Auch fehlte ihm noch der nothwendige Tact, seine Zuhörer richtig zu beurtheilen. Seine Vorlesungen über Kirchengeschichte, wie meisterhaft sie auch waren, schienen mehr für Meister, als für Jünglinge berechnet. So konnte es nicht anders seyn, die Zahl seiner Zuhörer mußte gering bleiben.

Glücklicherweise waren unter diesen aber mehrere, die es wohl fühlten, daß die Schuld nicht sowohl an ihrem großen Lehrer, als an ihnen selber liege. Konnten sie ihm auch nicht immer folgen, so war es doch unmöglich, den Geist zu verkennen, der in dem Vortrage lebte. Sie theilten sich einander mit; verbanden sich, schlossen sich enger an Spittler an; — und bald sah er sich von einer Phalanx ausgezeichneter Jünglinge umgeben, *) die seine künftigen Erfolge nicht mehr zweifelhaft ließen. Er verstand sie und sich selbst; er kam ihnen entgegen; er bildete sich gleichsam aus sich selber heraus; alles ward bey ihm anders.

Um diese Zeit erschien sein Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche; *) die wahre Blüthe seines Gei-

*) Fast Alle stehen jetzt in bedeutenden Stellen. Ich nenne unter ihnen nur zwey meiner genauern Freunde: Herrn Bischof Dr. Münter in Kopenhagen, Herrn Senator Dr. Bartels in Hamburg. Andere sind Spittlern schon vorangegangen.

**) Im Jahre 1782.

stes. Von dem Studium der Dogmen hatte sich Spittler schon seit längerer Zeit zu dem Studium der äußeren Kirchengeschichte gewandt; und diese hatte bald für ihn einen größern Reiz, als jene, erhalten. Schon bekannt mit den Quellen und den Bearbeitern, (denn auch die großen Werke eines Baronius, Pagi u. a. hatte er mit eisernem Fleiße durchgearbeitet,) war ihm dieß Studium um so weniger schwer geworden, da er es seinem Geschmack weit angemessener fand. Viele hatten vor ihm diese Laufbahn gemacht; aber der eigenthümliche Geist, mit dem er es that, zeichnete ihn bald vor seinen Vorgängern aus. Er hatte den Weg durch das weite Gebiet ganz zurück gelegt; er war allenthalben selbst an Ort und Stelle gewesen; bereichert mit eigenen Ansichten hatte er das Ziel erreicht; es war ihm Bedürfniß, sich auszusprechen. So strömte gleichsam sein Geist in sein Werk; es gewährte ihm selber hohen Genuß; mit unverhohlener Freude zeigte er seinen Freunden jeden eben abgedruckten Bogen; das Ganze war Ein Guß, unverkennbar gezeichnet mit dem Stempel des Genies. Schnell verbreitete es sich durch Deutschland; und bald eigneten auch fremde Nationen es sich durch Uebersetzungen zu. *)

Dreyerley Vorzüge waren es, welche dieser Arbeit einen so großen Werth verschafften. Sie lagen in der Sprache, in der Form, und in dem innern Gehalt.

Was bis dahin in Deutschland erhebliches über die Kirchengeschichte geschrieben war, war lateinisch geschrieben. Mosheims Institutiones historiae ecclesiasticae waren das allgemein gebrauchte Hauptwerk. Spittler schrieb in der Muttersprache; und auch in Beziehung auf die Schreibart ist dieß

*) Es ward ins Englische, und, wenn ich nicht irre, auch ins Französische übersetzt.

sein erstes Werk das vorzüglichste geblieben. Schon durch die Sprache erhielt es also einen größern Kreis. Welche Vortheile auch der Gebrauch des Lateins bey wissenschaftlichen Werken gewähren mag, so ist es doch nicht zu verkennen, daß durch den Gebrauch der Muttersprache vieles klarer und gleichsam erst vor's Auge gerückt wird. Seine Arbeit fiel gerade in die Zeiten, als diese überhaupt in ihre vollen Rechte trat; wo das Schreiben in ihr, auch bey solchen Gegenständen mehr zum Bedürfniß ward.

Dazu kam die Form. Die frühern Werke waren meist bänderreiche Werke; und mit einer Reihe von Bänden gingen sie nur bis auf einen entfernten Zeitpunkt, oft nicht viel über die Reformation hinaus. Hier war eine Kirchengeschichte in einem einzigen sehr mäßigen Bande; heruntergeführt bis auf die gegenwärtige Zeit; alles in klarer, lichtvoller Ordnung. Auch über die Begebenheiten der Gegenwart, und der nächsten Vergangenheit, hörte man hier die Urtheile des Mannes, den jeder immer gerne urtheilen hörte. Auch die Mängel, welche die Form noch haben mochte, (allerdings hängen die Theile des Ganzen etwas zu schlaff zusammen;) vergaß man leicht bey solchen Vorzügen. Das Ganze konnte freylich in einem so beschränkten Raume nicht viel mehr als Umriß werden. Aber es hatte doch nicht die compendiarische Kürze eines Lehrbuchs. Es herrschte darin der fortlaufend erzählende Ton; wo auch der Verfasser mehr geben konnte, schien er doch nie zu wenig gesagt zu haben.

Aber der größte, der entschiedenste Vorzug lag in der Behandlung selbst. Was bis dahin über Kirchengeschichte geschrieben war, hatte polemische Beziehungen. Meist sprachen sich diese unmittelbar aus; und wo sie auch nur mittelbar waren, war doch der polemische Charakter nicht zu verkennen. Schon dadurch mußten diese Werke gewissermaßen sich selber überleben;

wenn sie auch für den eigentlich gelehrten Forscher noch immer ihren Werth behielten; denn der Ton auch in der theologischen Literatur hatte sich geändert. Hier trat zum erstenmal ein Kirchenhistoriker auf, der gar nicht polemisirte; ja der es auch recht sichtbar darauf angelegt hatte, selbst den Schein davon zu vermeiden. Zeigte sich gleich der Protestant, (denn so weit ging Spittler nicht, gleichgültig gegen erkannte Wahrheit zu seyn;) so konnte doch auch, selbst in der Reformationsgeschichte, der aufgeklärte Katholik, (den strengen Papisten nehmen wir aus;) mit ihm zufrieden seyn. Er hatte überhaupt zum erstenmal Kirchengeschichte nicht als Theolog, sondern rein als Historiker behandelt. Erst jetzt trat ihre ganze Wichtigkeit, trat ihr hohes Interesse, in das Licht. Von der Geburt „des Juden Jesus,“ der der Urheber dieser großen Weltreformation wurde, bis auf Pius VI und Joseph, sah man den ganzen Gang, den sie genommen hatte, klar vorgezeichnet. Ihre Uebel wurden so wenig als ihre Segnungen verschwiegen. Alle einzelnen Hauptmomente, die jenen Gang bestimmt hatten, alle großen Erscheinungen, die sie in die Wirklichkeit hervor rief, wurden vor den Augen des Lesers vorbeigeführt. Nichts war hier andern nachgeschrieben; durchaus auch nichts nachgeahmt. Allenthalben sah man den Meister, der, selber an Ort und Stelle, mit eigenen Augen gesehen; und nicht blos gesehen, sondern auch beobachtet hatte. Welche Forschung liegt oft in einer einzigen Zeile! Wie wird nicht oft selbst der Kenner, schon an die äusserste Gränze der helleren Geschichte geführt, noch durch einen Wink überrascht! Nirgend war er vorübergegangen, ohne seinen eigenen Christ bereichert zu haben; und diesen Reichthum theilt er jetzt dem Leser mit. So gelangt dieser zu einer klaren Ansicht und Uebersicht des Ganzen, die ihn selber nicht selten am meisten in Verwunderung setzt.

Wer hätte nach einem solchen Auftritt nicht erwarten mögen,

daß der Schriftsteller, in dieser glorreichen Laufbahn fortgehend, ihr sein Leben widmen würde? Und doch war es anders! Spittler's Abriß der Kirchengeschichte war das Letzte, was er über Kirchengeschichte schrieb. Er hatte sich ausgeredet! Sein Geist war zu thätig, als daß er bey demselben Gegenstande hätte immer verweilen, zu dem schon behandelten wieder hätte zurückgehen können. Nach seiner ganzen Denkart fühlte er sich mehr zur politischen Geschichte berufen; hatte doch schon das Studium der Kirchengeschichte selber bey ihm diese Richtung genommen. Auch wirkten äußere Ursachen ein. Das Studium der Geschichte der Staaten schien in jeder Rücksicht belohnender zu werden, als das der Kirche; um so mehr, da er nicht eigentlicher Theolog war, noch werden wollte. Bey dieser Lage war das Feld der Kirchengeschichte schon an sich für seinen Wirkungskreis als akademischer Lehrer zu eng. Aber schwerlich würde er es doch so gänzlich verlassen haben, wären nicht andere Antriebe hinzugekommen.

Mit mehreren seiner Collegen stand Spittler in freundschaftlichem Verkehr; mit Einem derselben knüpfte er die engste Verbindung, nicht eher als durch den Tod getrennt. Dies war Benjamin Koppe. Gerade in dem Zeitpunkt, wo er, ziemlich isolirt, und im Kampfe mit innern und äußern Hindernissen, einer Stütze bedurfte, traf er auf diesen ausgezeichneten Mann; und schwerlich hat irgend ein anderer mehr auf ihn gewirkt. Es war schwer, Koppen zu widerstehen; sein Feuereifer riß alles mit sich fort, was in seine Sphäre kam; aber bey aller Verschiedenheit ihrer Charaktere stimmten doch ihre Lagen, ihre Arbeiten, ihre Wünsche und Hofnungen so überein, daß jene Bande auf immer geknüpft wurden. Sein neuer Freund führte ihn auch in neue Verbindungen. Er war Meister vom Stuhl in einer der hiesigen Logen; in welchem Amte

Spittler späterhin sein Nachfolger wurde. Dieser, in andern Zeiten vielleicht sehr gleichgültige Umstand, ward grade in der damaligen höchst wichtig. Es war die Periode der geheimen Gesellschaften; und es ist nicht verborgen geblieben, welchen bedeutenden Antheil Koppe daran nahm. Der bedachtsamere Spittler mochte freylich sehr weit davon entfernt seyn, die feurigen Erwartungen seines Freundes zu theilen. Aber lachende Aussichten eröfneten sich; bedeutende Verbindungen wurden angeknüpft; noch größere Hofnungen lebten auf; — konnte dieß auf den aufstrebenden jungen Mann ohne Wirkung bleiben? Hätte er uns doch selber darüber belehrt! Aber er, der unermüdet sich selber beobachtete, hat, so viel man weiß, keine Zeile über sich selber geschrieben.

Auch auf seine Studien wirkte dieß alles zurück; sie standen überhaupt bey ihm mit dem praktischen Leben in steter Beziehung. Es war um diese Zeit, als er von der Kirchengeschichte zu der politischen überging. Zog ihn seine Neigung dahin, so konnte er es doch sich selber nicht verhehlen, daß er bey dieser Veränderung, als akademischer Lehrer, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen habe. Ihm zur Seite standen drey der ersten Männer; alle drey in der vollen Blüthe ihrer Celebrität, neben denen sich geltend zu machen, gewiß kein geringes Talent, keine geringe Gelehrsamkeit erforderlich war; Gatterer, Pütter und Schlözer. Und doch brachte es seine Lage mit sich, daß er auf dem Lehrstuhl sich geltend machen mußte. In diesem Drange fühlte er die ganze Wichtigkeit der Ausbildung des mündlichen Vortrags. Gewiß haben wenige zu diesem Zweck so mit sich selber gerungen; und bey noch wenigern hat ein so glänzender Erfolg ihren Kampf gekrönt. Was uns das Alterthum von Demosthenes erzählt, konnten die, welche damals Spittlers Zuhörer waren, gewissermaßen bestätigt sehen.

Ein anderer Mann schien gleichsam aufzutreten, seitdem er im Frühjahr 1782 seine Vorlesungen über politische Geschichte, zuerst über die der Griechen und Römer, begann. Man spürte nicht mehr die alte Schüchternheit; es ward nicht mehr dictirt; ein freyer Vortrag trat an die Stelle des vorigen. Diese neue Methode ward nicht wieder verlassen; sondern vielmehr durch emsiges Studium weiter ausgebildet. Gewiß ward Spittler das erste Muster des historischen Vortrags. Er ward genug Meister seiner selbst und seines Stoffs, um nicht mehr ein Heft nöthig zu haben. Ein einfaches Blättchen, vielleicht mit einigen Namen oder Jahrszahlen zur Stütze des Gedächtnisses, war alles, was er mit sich auf den Katheder nahm. Er traf, was beym historischen Vortrage das wichtigste, aber auch das schwerste ist, den rechten Ton. Es war der Ton der edeln, stets lebendigen Erzählung. Alles ging aus eigener, klarer Anschauung hervor; und eben so klar, eben so lebendig ward es wieder gegeben. Dieser Ton hob sich und senkte sich mit den Gegenständen. Es kostete ihm nicht viel, eine feyerliche Stille zu erregen; ja, wenn er wollte, tief zu rühren, heftig zu erschüttern. Il m'a fait venir les larmes aux yeux, hörte man einen Fremden ausrufen, der bey ihm hospitirt hatte. Ging er in seinen Schilderungen zuweilen über die Grenzen des Erzählers hinaus, so empfand man es nicht in dem Augenblick. Man mußte erst zur Besinnung gekommen seyn, um es nachher sich selber zu gestehen. Sonst hielt sein Vortrag sich immer gerade in der Mitte zwischen dem vertraulichen Gespräch und dem Ton der feyerlichen Rede. Ein durchaus edler Anstand und eine stattliche Figur unterstützten ihn. Er stand meist unbeweglich, mit gar keiner oder sehr geringen Gesticulation; vom Theatralischen war durchaus kein Anstrich da.

Es war, wenn man ihn hörte, unmöglich, etwas nicht zu

verstehen; es war schwer, das Gehörte zu vergessen! Immer war, wie bey Plutarch, die Erzählung mit Raisonnement durchflochten; immer war es klar, der Mann hatte nicht bloß gelernt, er hatte darüber gedacht; er hatte, was er entlehnte, zu seinem Eigenthum umgestempelt; nur als solches gab er es wieder. Daraus, in Verbindung mit jenem tiefen und richtigen Blick, floß das hohe Interesse seiner Vorträge; was manche ganz verkehrt blos in der Eleganz finden wollten. Vielleicht opferte er dieser und dem Streben zu interessiren, zuweilen etwas wesentliches auf; vielleicht trieb er das Horazische: Quae desperat nitescere posse relinquit, in einzelnen Fällen zu weit. Aber die urtheilten falsch, die daraus zuweilen auf Oberflächlichkeit schlossen. Auch da, wo er zu wenig sagte, erkannte man doch leicht den Mann, der mehr sagen konnte, wenn er wollte.

Vielleicht hat es nie einen Historiker gegeben, bey dem die Grenzlinie zwischen historischer und poetischer Phantasie bestimmter gezogen gewesen wäre, als bey Spittler. Eben der Mann, der als Redner rühren und erschüttern konnte, war ohne Anlagen für Poesie. Ja, ich glaube sagen zu können, fast ohne Sinn dafür, wie für alle bildende Kunst. Ob er in seiner Jugend Dichter gelesen habe, ist mir unbekannt; der Mann bekümmerte sich nicht mehr darum. In so vielen Gesprächen über Literatur erinnere ich mich nie eine Vorliebe für irgend einen Dichter bey ihm bemerkt zu haben. Mit poetischen Historikern war er nicht auszusöhnen; waren es aber berühmte Namen, so beobachtete er lieber ein bedeutendes Stillschweigen, als daß er geurtheilt hätte.

Die Bahn, die er vorher gemacht hatte, gewährte ihm bey dem Uebergange zur politischen Geschichte eigenthümliche Vortheile. Aus dem Heiligthum der Kirchengeschichte trat er

in das ihrige. Wenige Historiker hatten diesen Weg gemacht. Durch Studium der Kirchengeschichte war er schon in dem Mittelalter einheimisch geworden. Er hatte dieses von seiner wichtigsten Seite ansehen gelernt; denn was steht nicht im Mittelalter im Verhältniß zu der Kirche? So mußten ihm hier auch alle politischen Gegenstände in viel festeren und bestimmteren Umrissen erscheinen. Er brauchte nicht erst in diesen oft dunkeln Regionen schwankenden Schritts herum zu irren; er wußte, wo er war, wohin er wollte. War es zu verwundern, wenn er auf diesem Felde sich am besten befand? Zwar trug er auch alte Geschichte vor; auch diesen Vorlesungen wußte sein reicher Geist eine reiche Ausstattung zu geben; daß er aber hier nicht eigentlich einheimisch war, konnte dem schärfern Beobachter nicht entgehen. Auch hat er nie etwas darüber geschrieben. Seine übrigen Vorlesungen umfaßten die Geschichte der europäischen Staaten; die Geschichte des deutschen Reichs; (erst von der Regierung aufgefordert, wagte er es, hier sich neben Pütter zu stellen;) die Geschichte der einzelnen deutschen Staaten; wozu noch eine allgemeine Geschichte der neuern Staatshändel und Friedensschlüsse kam.

Von deutscher Geschichte gingen seine politischen Studien aus. Aber auch hier brach er sich eine neue Bahn. Nicht wie gewöhnlich fing er mit der allgemeinen, sondern mit der speciellen Geschichte einzelner deutscher Staaten an. Hier sah er ein Feld vor sich, noch wenig bearbeitet; und das wenige, was geschehen war, wie wenig brauchbar war es. Noch von keinem einzigen deutschen Staate (Mösers Arbeiten ausgenommen) gab es eine gute, lesbare Geschichte; auch da nicht, wo im Einzelnen vieles vorgearbeitet war. Die Geschichte seines Vaterlandes fesselte ihn um so mehr, da hier der schon bekannten Materialien viele waren; und so erschien seine Geschichte

Würtembergs. *) Ganz anders war es bey der Geschichte seines zweyten Vaterlandes, die drey Jahre später erschien. **) Die Geschichte Hannovers war gleich arm an Quellen und an Bearbeitern. Hier mußte meist erst aus den Archiven der Hauptstoff gesammelt werden. Man kennt davon die Schwierigkeiten! Ohne seine Verbindungen mit sehr bedeutenden Männern, ohne ihre, oft muthvolle, Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, hätte er nie solche Materialien erhalten können. Wundert man sich doch oft, wie er so manches erhielt. Aber er besaß die Kunst, Menschen zu gewinnen und für sich zu interessiren. So viele lichtvolle Actenstücke seines nachmaligen historischen Magazins geben die Beweise davon; und wie manches mag aus Discretion ungedruckt geblieben seyn?

Diese Bearbeitungen der Geschichte einzelner deutschen Staaten, führten ihn aber auf den großen Gesichtspunct, aus dem die Geschichte von Staaten überhaupt bearbeitet werden soll, die Geschichte ihrer Verfassungen. Bey diesen kleinern Ländern war nichts weiter zu bearbeiten, wenn man nicht persönliche Regenten- und Fehdegeschichten zur Landesgeschichte machen wollte. Spittler faßte bereits diesen Gesichtspunct, noch ehe die großen Staatsumwälzungen von Europa so laut dazu aufforderten. Auch hier eröffnete er sich wieder eine Bahn, die zu einem großen Ziele führen mußte. Die nächste Anwendung davon ward auf die Geschichte des deutschen Reichs, als Gegenstand seiner Vorlesungen, gemacht. Gerade hier war indeß diese Idee am wenigsten neu. Spittler faßte den publicistischen Gesichtspunct, wahrscheinlich um so mehr,

*) Geschichte Würtemberg's unter der Regierung der Grafen und Herzöge. 1783.

**) Geschichte des Fürstenthum's Hannover bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts. 1786. 2 Theile.

da er andere Aussichten und Hofnungen daran knüpfte. Noch waren die Zeiten, wo ein deutscher Publicist mehr glänzte, als ein Lehrer der Geschichte. Spittler brauchte nur um sich zu blicken, um in Pütter den Beweis davon zu sehen; und Pütter fing schon an zu altern. Welche Hofnung konnte ihm näher liegen, als die, bald Püttern zu ersetzen? So verschmolz sich bey ihm Studium der deutschen Geschichte mit Studium des deutschen Staatsrechts, das er jetzt mit aller der Anstrengung trieb, deren er nur fähig war. Um anschauliche Kenntnisse sich zu verschaffen, ging er nebst Püttern mit der hannöverischen Gesandtschaft nach Frankfurt, zu Leopolds Krönung. Wenn es nur nicht so schwer gewesen wäre, unter den Publicisten zünftig zu werden, wenn man nicht in Regensburg und Wien gebildet war! War es denn je erhört, daß ein Kirchenhistoriker in ihr Heiligthum drang? Er stieß hier auf Schwierigkeiten, die er nicht ganz zu beseitigen vermochte.

Aber jene Aussichten beschäftigten Spittler nicht so sehr, daß er seinen Hauptplan darüber vergessen hätte. Den einmal gefaßten Gesichtspunct trug er auf die europäischen Staaten über. Ohne ihm je untreu zu werden, wurde eine ganze Reihe von Jahren hindurch die Geschichte von ihnen allen in ihren Quellen durchgearbeitet; und aus diesem Studium erwuchs sein Abriß der Geschichte der europäischen Staaten;*) die reifste Frucht seines Geistes, wie seine Kirchengeschichte seine schönste Blüthe war.

Es wäre überflüssig, von diesem Werke weiter zu sprechen, das längst in jedermanns Händen ist. Laut haben es schon Männer von großem Geist gesagt, daß keine andere Nation Europas sich eines ähnlichen Werks rühmen kann; und dieß ist

*) Die erste Ausgabe erschien 1793. 1794. 2 Theile.

wörtlich wahr. Er hat dadurch der Geschichte der Staaten unsers Welttheils ihre wahre Richtung gegeben, die bey den meisten derselben vor ihm wenig mehr, als Kriegs- und Regententengeschichte war. Allerdings kann man sagen, daß sein Gesichtskreis beschränkt geblieben sey; aber er wollte ihn nicht weiter ausdehnen; und muß nicht in einem gewissen Sinn der Gesichtskreis des Historikers beschränkt werden, sobald er sich einen Hauptpunct wählt? Diesen richtig zu fassen und zu verfolgen, ist sein Verdienst; und dieß Verdienst hat sich Spittler erworben.

Wer hätte es nicht gewünscht, von einem solchen Geiste ein größeres historisches Werk über Europa's Geschichte, als nur ein Handbuch in compendiarischer Form zu erhalten? Viel schien sich dazu bey ihm zu vereinigen. Er besaß jenen Sinn für Staatssachen, jene Tiefe und Richtigkeit des politischen Blicks, ohne welche keine Behandlung der neuen Geschichte bestehen kann. Alle Vorkenntnisse standen ihm zu Gebote, alle Hülfsmittel fand er in seiner Nähe, und keine zerstreuende Arbeiten raubten ihm die nöthige Muße. Freylich blieb ihm auch noch so vieles zu erringen übrig. Ob er des schönen historischen Stils in der zusammenhängenden Schreibart je ganz Meister geworden wäre, darf man bezweifeln. Es ward schon oben bemerkt, daß seine Kirchengeschichte in dieser Hinsicht auch seine gelungenste Arbeit blieb. Aber dennoch ließ auch sie noch viel zu wünschen übrig, bis er sich zum Range der deutschen Classiker erhoben hätte. Daß in seiner Geschichte Hannovers sich seine Schreibart veredelt habe, daß hier der ächte historische Stil durchaus der herrschende geworden sey, wird schwerlich jemand behaupten. Man erreicht aber diesen nicht mehr, wenn man nicht in einem gewissen Alter ihn sich gebildet hat.

Aber in Spittlers Charakter lag noch ein anderer Zug, der

ihn verhinderte, sich ganz der historischen Muse zu weihen, und ihn ihr endlich ganz entführte. Bey allem Glück, das er genoß, (kaum schien ihm etwas zu wünschen übrig zu bleiben, was den Reiz des Lebens erhöhen kann,) fesselte ihn doch immer die Aussicht auf eine praktische Laufbahn. Auch gab es allerdings eine solche, für die er gemacht schien. Wäre es ihm beschieden gewesen, als Redner in einer großen berathschlagenden Versammlung aufzutreten, sey es als Organ der herrschenden, oder als Führer der Oppositionspartey, — welche Wirkungen würde er wahrscheinlich hervorgebracht haben! Wer ihn noch in andern als seinen Lehrerverhältnissen hat reden hören, (und Viele haben dieses,) wird dieß schwerlich bezweifeln. Aber einen solchen Schauplatz für seine Talente bot Deutschland ihm nicht dar. Auf einem andern Wege ward aber sein Wunsch ihm gewährt. Sein Vaterland eignete sich ihn wieder zu. Es war im Frühjahr 1797, als er als wirklicher Geheimerath und demnächst Staatsminister in würtembergische Dienste trat. Mit dieser Epoche endigte auch gänzlich seine literarische Laufbahn. Aber auch nachmals blickte er nicht ohne Wohlgefallen auf jene frühere Periode seines Lebens zurück, die er nicht selten seine glücklichste nannte.

Göttingen Heeren.

Die Kalmar-Union.

(Fortsetzung.)

Dieser Bund brachte in seinem Entstehen eine Ruhe hervor, die dem Norden seit einer Reihe von Jahrhunderten fremd gewesen war. Alles lebte in Frieden, und die versprochene Verminderung der schwer drückenden Auflagen ließen die mäßige Hofnung immer einer bessern Zukunft entgegen harren. Der Geist, der dieses große Werk geschaffen hatte, schwebte noch über das Ganze, und wachte mit rastlosem Umblick für dessen Sicherheit. Die Neuheit fesselte das Volk; der Glanz der Größe, welcher die weite Monarchie umgab, hielt die Haabsucht der Nachbaren, das Mißvergnügen der Einzelnen, welches keine Regierung ganz zu unterdrücken vermag, im Zaum.

Während Margaretha beschäftigt war, die Grenzen ihrer Macht zu erweitern, wurde sie von einer nähern Gefahr beunruhigt. Ein junger Mensch, der mit ihrem verstorbenen Sohne Aehnlichkeit hatte, trat in Norwegen auf, um als angeblicher Erbe seine Rechte an dieses Reich geltend zu machen. Das Geheimnißvolle, worin man die eigentliche Zeit, wo Olof gestorben war, zu verhüllen gesucht hatte, warf einen

gerechten Schein des Argwohns auf Margaretha, dem nur eine Gelegenheit mangelte, um in die schwärzesten Anschuldigungen auszubrechen. Die Menge, die nichts leichter glaubt, als das Widernatürliche, fand mehr Wahrscheinlichkeit in der empörenden Vorstellung, daß eine Mutter ihr eigenes Kind verleugnet, als in der einfachen, der Wahrheit gemäßen Erklärung der Königin: daß sie, die selbst kein Recht an der norwegischen Krone besaß, gesucht habe, ihres Sohnes Tod so lange zu verheimlichen, bis sie sich eine Partey erworben, die mächtig genug wäre, sie auf den Thron zu heben. Einige, das königliche Haus betreffende Geheimnisse, die der falsche Olof kannte, documentirten gewissermaßen die Anschuldigung gegen Margaretha. Man wußte es nicht, daß er diesen Verrath seiner Mutter, die Amme der Königin gewesen war, zu verdanken hatte, und somit fehlte es ihm nicht an Anhängern, die da glaubten, oder sich stellten zu glauben, daß er der sey, wofür er sich ausgab. Man muß sich in die Zeiten zurückdenken, worin dieses alles vorging, um sich des Lächelns zu erwehren über die Art der Beweisführung, durch welche Margaretha das Volk überzeugte, daß es betrogen wurde. Sie wußte es zu gut, daß auf den großen Haufen keine andere Beweise wirken, als die er mit seinen Sinnen fassen kann. Sie machte daher bekannt: daß ihr Sohn eine Warze zwischen den Schultern gehabt, und da dieses Merkzeichen sich bey dem angeblichen Olof nicht fand, hatte die Verblendung ein Ende, und die Gährung erlosch mit des Betrügers Tode.

Schon vor diesem Auftritte hatte Erich zwar die Regierung — besonders über Schweden — angetreten, aber Margaretha fuhr fort, alle wichtige Angelegenheiten abzumachen. Die Jugend des Königs machte diese Theilnahme nothwendig, ihr Ehrstolz ihr diese Mühe leicht. Bey der Vergrößerung

ihrer einheimischen Macht versäumte sie kein Mittel, welches zur Ausdehnung der Grenzen ihrer Lande hinwirken konnte. Gothland, das von Albrecht dem Heermeister in Preußen (1364) verpfändet, lößte sie ein, nachdem der Versuch, es mit den Waffen zu nehmen, fehlgeschlagen war. Das Lösegeld wurde zum größten Theil durch eine besondere Auflage von den Schweden allein erhoben. Um den königlichen Stamm, den sie selbst auf den Thron gepflanzt, zu befestigen, suchte sie für ihren Pflegesohn eine Gattin. Ihre Wahl fiel auf Philippine, Tochter Heinrichs IV. in England, deren glänzende Eigenschaften die Hofnungen der neuen nordischen Monarchie noch höher hoben.

Da Margaretha ihre Macht hinreichend befestigt sah, legte sie die Unterwürfigkeit ab, die sie gegen die schwedische Geistlichkeit aus Politik angenommen hatte. Den ersten Beweis hiervon gab sie nach dem Absterben des Erzbischofs von Upsala. Er hatte die dortige Domkirche zu seiner Erbin eingesetzt, und den Reichsrath und Domprobst Andreas zum Vollstrecker seines letzten Willens ernannt. Dieser ließ die Kleinodien, das Silber und die Baarschaften des Verstorbenen in eine Kiste packen, und, von den Absichten der Königin unterrichtet, bediente er sich der Vorsicht, während dem Transport des Schatzes, vom erzbischöflichen Hause zur Kirche, selbst auf dem Kasten zu sitzen. Aber der Vogt der Königin kehrte sich daran nicht; er ließ den Prälaten ohne Rücksicht seiner Heiligkeit herunter werfen, und den reichen Fang der Königin zuführen. Alles, was diese zur Rechtfertigung eines solchen Gewaltstreiches that, war, bekannt zu machen, daß der Schatz zur Ergänzung der Einlösungssumme von Gothland verwandt werden sollte, und damit blieb dieses gegen die Kirche bisher unerhörte Verfahren ohne weitere Folgen.

Nun war Margaretha dem großen Ziele nahe, wohin sie so eifrig gestrebt hatte: die Alleinherrschaft mit der königlichen Gewalt zu vereinigen. Drey der ersten dänischen Familien waren unterdrückt. Der schwedische Adel hatte sich während den vorhergegangenen steten Unruhen erschöpft, er fing an, sich an die Abnahme seines politischen Einflusses zu gewöhnen, und die gehäuften neuen Auflagen, die nicht selten gesetzwidrig waren, drückten das Volk zur Unlust und Muthlosigkeit herab. Diese längst vorübergeflohene Zeit hat auch hier ein Beyspiel aufgestellt, wie unzuverläßig es sich, selbst unter den glanz- und ruhmvollsten Regenten lebt, sobald sie sich zu Vornehmungen verleiten lassen, die über die Kräfte und die Vermögenheit ihrer Staaten hinausgehen. Aussaugung und Verarmung des Volks sind die gewissen Folgen, und eine systematische, gesetzliche Ausplünderung läßt sich so wenig ohne Tyranney der Despotie denken, als Brandmark und Staupenschlag (nach der peinlichen Halsgerichtsordnung) unzertrennlich seyn sollen. Welch ein Reichthum des Genusses liegt in der Vorstellung, daß das ewig wiederkäuende Ungeheuer die Zeit, seit jener Vergangenheit vier volle Jahrhunderte verschlungen und verdauet hat; und wie sehr müssen die während derselben zum Frieden ins Grab hinabgestiegenen Geschlechter uns die Ruhe beneiden, die wir das Glück haben, schon während dem Leben zu genießen.

Daß Margaretha sich ihre Regentengröße nicht durch vermehrten Wohlstand und das bürgerliche Glück der Staaten, die sie beherrschte, allein hatte erschaffen wollen, daß ihre eigene Macht-Erhöhung, ihr Ansehen und ihre Gewalt die eigentliche Spindel war, um welche sich all ihr Streben, Denken und Handeln drehte, das wurde nur zu deutlich, da sie sogar ihre schlaue, politische Verstellung von sich legte, als die schwedischen Magnaten die Klagen des Volks über die immer neuen Auflagen vor ihren Thron brach-

ten und äußerten: „daß dieses Verfahren mit ihren vor der Huldigung eingegangenen Verbindlichkeiten, und selbst schriftlich gegebenen Versprechungen streitig wäre.“ Margaretha vergaß sich so weit, oder glaubte nun schon ihre bisher verborgen gehaltene Denkart enthüllen zu dürfen, daß sie diesen Vorsprechern zur Antwort gab: „Bewahrt ihr meine Verschreibungen, ich will euer Geld bewahren.“ Eine allgemeine Ruhe und Ordnung wog diese Unbilden einigermaßen auf, und der größte Fehler, den man Margarethen vorwarf, bleibt immer die Nachsicht, die sie ihren raubsüchtigen Landshauptleuten angedeihen ließ.

Margaretha sahe nun auch, daß ihr lange gehegter Wunsch, Schleswig Dännemark einzuverleiben, in Erfüllung gehen wollte. Schleswig, das vor alten Zeiten zu Dännemark gehört hatte, war durch Belehnung an das holsteinische Haus gekommen, und sollte nach des letzten Innhabers, Grafen Gerhards Tode, seinem ältesten Sohne zufallen. Die dänische Regierung bestritt diese Erbfolge, und Margaretha war klug genug, sich das Herzogthum auf sichererm Wege, als den der Waffen, zuzueignen. Sie unterzog sich selbst der Vormundschaft über die jungen holsteinischen Prinzen, und vermochte die Mutter derselben, Elisabeth von Braunschweig, zur Einräumung mehrerer wichtigen Oerter und Landstrecken, als Unterpfand für dargelehnte Gelder, und räumte einen guten Theil dieser Hypothek dem Stifte Rippen ein, überzeugt, daß kein Lösegeld das zurückbringen könne, was die Geistlichkeit einmal in ihrer Gewalt hatte. Elisabeth ließ sich von Margarethens Schlauheit überlisten, sie schenkte dieser staatsklugen Frau ihr ganzes Vertrauen. Schon hatte sie sich anheischig gemacht, das Schloß Gottorf, so wie die Stadt Schleswig ihrer Obhut anzuvertrauen, als diese unglückliche Freundschaft durch einen

glücklichen Zufall gestört wurde. Der Tag der Uebergabe war angesetzt, und Margaretha da, um die versprochenen Oerter in Besitz zu nehmen. Da sie nie die Andachts-Bezeugungen vernachläßigte, die selbst die ränkevollesten Absichten der Politik derzeit nicht unterließen, so machte sie an der Schloßmauer ein Kreuz, das sie küßte, ehe sie ins Schloß hineinging. Von einer Uneinigkeit war keine Spur da. Die Mahlzeit, bey welcher die Herzogin die Wirthin war, fing unter großer Vertraulichkeit an. Während derselben sandte Margaretha einen ihrer Diener nach den von ihr mitgebrachten Geschenken. Dieser kam schnell zurück mit der Nachricht, daß der Schloßthurm mit Bewaffneten besetzt sey. Erschrocken hob Margaretha die Mahlzeit auf, warf der Herzogin Verrath und Hinterlist vor, und eilte mit ihrem Gefolge davon.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein bloßer Zufall diese Störung zuwege gebracht hat, und die Besatzung des Schlosses, um den neuen Gästen Platz zu machen, den Befehl befolgt habe, den Thurm zu beziehen. Das eigene Bewußtseyn der Königin mochte wohl die Haupt-Anregung zu dieser Verwirrung gewesen seyn, und der Selbstschuldnerin einen Ueberfall haben fürchten lassen. Indessen war Elisabeth beleidigt, und sie hatte um so weniger Ursache, ihre Empfindlichkeit über die ihrem weiblichen Stolze wiederfahrene Kränkung zu verbergen, als der Schritt, wozu sie durch diese Handlung gebracht wurde, grade am besten mit ihrer Sicherheit übereinstimmte. Statt Dännemarks Freundin zu bleiben, ward sie dessen Feindin. Sie verband sich mit den holsteinischen Grafen und dem Grafen von Schaumburg. Sie vermehrte ihre Truppen, besetzte die Grenzfestungen ihrer Länder, und überrumpelte das von Erich befestete Flensburg. Dieses ward das Zeichen zum Kriege. Erich

zog seine Truppen zusammen, landete auf Alsen, und befahl Abraham Broderson, das Schloß Sonderburg zu belagern.

Erich war aus doppelten Ursachen der Krieg willkommen: seiner natürlichen Eitelkeit wegen, und aus Scheelsucht über Margarethens Verdienste. Wenn die Erfahrung uns lehrt, daß große Seelen mit Riesengewalt auf die kleinern wirken, so ist es auch eben so gewiß, daß solche winzige Menschen mit vieler Ungeduld jenes Uebergewicht ertragen, und der Verdruß über ihren eigenen Unwerth sich in dem nemlichen Grade vermehrt, als jene so weit über sie hervorragende Wesen sie mit Wohlthaten überhäufen. Durch den Krieg konnte Erich, einige nach seinem Dafürhalten — unbedeutende Nachbaren oder Vasallen vernichten, sich dem Einflusse entwinden, den er auf keine andere Weise dem Verstande Margarethens versagen durfte, und ihr auch die Kränkungen zufügen, die sie nach der wohlberechten Voraussetzung seiner Undankbarkeit tiefer verwunden mußten, als offenbare Verachtung. Daß dieses keine bloße übertriebene Vermuthungen sind, wird durch Erichs Betragen bestätigt.

Abraham Broderson erscheint in den Verhandlungen jener Zeiten als ein Mann von Muth, Klugheit und großem Vermögen. Er war einer der ersten gewesen, die Margarethen gehuldigt; mehrmalen hatte er ihre Heere angeführt, und — das Herz dieser großen Frau selbst erobert. Man vermuthet mit Grund, daß dieser letzte Umstand die wahre Ursache seines Falles war, und die Langsamkeit der Belagerung von Sonderburg ihn bloß beschleunigte. Gewöhnlich fodern die, welche selbst am wenigsten zu leisten im Stande sind, grade am mehrsten von denen, welchen sie zu befehlen haben. Abraham Broderson wurde auf Erichs Befehl gefangen genommen, und sogleich hingerichtet. Ihm wurden Gewaltthaten in Halland, und daß er Hexerey getrieben, Schuld gegeben. Dies letztere, um auf

das Volk zu wirken, welches wohl wußte, daß jedes andere Verbrechen durch Geld abzubüßen stand, und kein Mann von Ansehen, während dieses ganzen Zeitraumes, seine verübten Gewaltthaten gegen das Volk mit dem Leben gebüßt hatte.

Margaretha verbarg ihren Kummer nicht über den Verlust ihres Lieblings. Sie ließ neben der Domkirche in Lund zu seinem Andenken eine Kapelle bauen, worin eine immerwährende Messe gehalten werden sollte, zu welcher sie einen hinreichenden Fond hergab. War sie vielleicht zu stolz, um auf andere Weise ihren Verdruß über Erichs Undankbarkeit zu äußern, oder erstickte die Sorge für die nordische Monarchie bey ihr alle andern Leidenschaften, da sie auch bereits Ursache hatte, für dieses von ihr gegründete Werk zu fürchten? — genug, sie ahndete Erichs Undank, von dem keine Dankbarkeit gegen sie groß genug hätte seyn können — nicht. Dieses Monarchen erster Feldzug hatte zur Genüge bewiesen, daß er kein Eroberer werden würde; er mußte mit Verlust die angefangenen Belagerungen aufheben; Eins seiner Heere, das nach Frießland gesandt war, um Beute zu machen, wurde geschlagen, und der Feldzug, der seine Schatzkammer füllen sollte, hatte sie völlig geleert, seine Heere zusammengeschmolzen, und sich ohne allen Vortheil geendet.

Die Unparteyischen unter den dänischen Geschichtschreibern geben selbst zu, daß dieser Krieg zu den ungerechten gehört, da das Herzogthum Schleswig mit Erbfolge den Grafen von Holstein überlassen war, die dagegen keinesweges in Abrede waren, daß sie dafür, als Vasallen, den dänischen Monarchen wie ihren Lehnsherrn anzuerkennen, verbunden wären. Aber Erich wollte ein solches Verhältniß durchaus nicht zugestehen, und das aus dem Grunde, weil nach der nordischen Staatsverfassung keine Lehne erblich waren. Er behauptete übrigens, daß sie ihr Lehnrecht bereits verwirkt hätten, und dieserhalb ohne weitere

Umstände die Länder räumen müßten, die sie bisher inne gehabt. Dieser König, stolz auf seine drey Kronen, wollte auf keine Weise von diesen seinen Forderungen nachlassen. Er verachtete einen Feind, der, verbunden mit einigen andern kleinen Fürsten und den Hanse-Städten, sich mächtig genug fühlte, ihm Trotz zu bieten. Margaretha allein erkannte die Gefahr, und wollte sie abwehren. Sie wußte, daß der Norden Ruhe haben mußte, wenn die Vereinigung Festigkeit gewinnen sollte, und daß durch Unterhandlung oft mehr als durch das Schwert zu gewinnen stehe. Sie bemühte sich dieserhalb, die Streitigkeiten beyzulegen, welche die Ursachen des Krieges waren. Auch hatte dies einen Stillstand zur Folge, und die Verabredung einer im nächsten Jahre (1410) in Flensburg zu haltenden Zusammenkunft. Diese Stadt war durch Erich wieder erobert; aber auch diesen seinen einzigen Sieg beschmutzte er durch Grausamkeit, und ertränkte seinen Unmuth über sein sonstiges Mißgeschick in dem Blute der angesehensten Einwohner der unglücklichen Stadt.

Die verabredete Uebereinkunft, daß der Streit durch Schiedsrichter geschlichtet werden sollte, endete den Krieg nicht, und bey der Zusammenkunft in Flensburg kam bloß ein Stillstand von fünf Jahren zu Stande; auch ward festgesetzt, daß gute Männer in Nyburg zusammentreten, und zwischen dem Könige von Dännemark und der Herzogin von Schleswig entscheiden sollten. Vielleicht hätte Margarethens Staatsklugheit und die allgemeine Achtung, die sie genoß, ihrem friedlichen System das Uebergewicht verschafft, welches es verdiente; aber die Pest kam nach Flensburg, trennte die Versammlung, und die Königin, die an Bord eines Schiffes gegangen war, um nach Dännemark zurückzukehren, starb, ehe noch das Fahrzeug den Hafen von Flensburg verlassen hatte. Sie wurde 60 Jahr alt,

hatte 50 Jahre den Namen Königin geführt, da sie wie Kind mit dem Könige Håkan in Norwegen vermählt wurde; wirklich regiert hatte sie, bis auf einige Monate, 37 Jahre.

Erich war jetzt allein Regent, und eilte, den Beweis darüber durch die Eroberung Schleswigs zu führen. Nach der vorhin erwähnten Uebereinkunft, sollte der Zwist durch von beyden Seiten ernannte Bevollmächtigte abgemacht werden. Der König aber, der von seinen Forderungen in nichts abgehen wollte, und von Unterhandlungen nicht den einseitigen Ausschlag, den er verlangte, erwarten konnte, ließ die Herzogin Elisabeth mit ihren Verbündeten vor seinen Rath fodern. Das höchste Urtheil sollte von diesem in Nyburg gefällt werden. An Formalitäten und Ceremonien wurde nichts gespart. Erich schien eine Handlung recht feyerlich machen zu wollen, durch die er der Welt das sonderbare Schauspiel gab, daß ein König in seiner eigenen Sache selbst das Urtheil fällt: „er habe Recht“.

Hatte Erich im Ernst geglaubt, daß seine Gegner sich einfinden würden, um seine Willens-Meynung zu vernehmen, so fand er sich betrogen. Das hinderte indeß nicht, daß der sonderbare Auftritt nicht vor sich gegangen wäre, durch welchen der dänische Reichs-Rath seinem Könige das Herzogthum Schleswig zuerkannte, und die Grafen von Holstein ihres daran gehabten Lehnrechts für verlustig erklärte. Vergeblich suchte Heinrich, der älteste Sohn des Grafen Gerhard, den König zu versöhnen, und auf die bisherige Weise die Belehnungen zu erhalten. Erich foderte, daß er ohne alle Bedingung das Fürstenthum abtreten, und sich mit der Gnade begnügen sollte, die man ihm würde zufließen lassen. Die Härte dieser Foderung erwarb dem Grafen die nähere Verbindung mehrerer deutschen Fürsten, die ihm ihren Beystand zusicherten, wogegen der dänische Monarch, um seinem Urtheilsspruche mehr Wir-

kung zu geben, dafür die Bestätigung beym Kaiser Sigismund nachsuchte, und sie auch erhielt.

Das Glück, das Erich in allen seinen wichtigen Vornehmungen zum Besten zu haben schien, gab ihm jetzt eine Gelegenheit, seinen politischen Einfluß geltend zu machen. Die Bürgerschaft zu Lübeck hatte ihren Rath entsetzt. Die Klage darüber ward an den deutschen Kaiser gebracht, dessen Urtheil indeß so wenig geachtet wurde, als alle Drohungen, denen die Macht des Vollstreckens fehlt. Der kaiserliche Befehl, den alten Magistrat zurückzurufen, blieb unbeachtet, und die Lübecker ließen sich nicht undeutlich dagegen vernehmen: daß niemand die Zähne weisen sollte, der nicht beißen könne. Sigismund, der in seinen eigenen Erbstaaten in Krieg verwickelt, dabey ohne Ansehen und ohne alle Gewalt im nördlichen Deutschland war, gab dem Könige Erich den Auftrag, Lübeck zu zwingen, seinen alten Magistrat wieder einzusetzen. Lübeck, die wichtigste der Hansestädte, erwarb ihre Reichthümer und Macht durch den Handel. Sie hatte bedeutende Niederlagen zu Bergen in Norwegen, eine Menge ihrer Fahrzeuge trieben den Heeringsfang an der Schonischen Küste. Ungeahndet und ungewarnt ließ Erich Beschlag auf alle der Stadt angehörige Fahrzeuge und alle die Waaren legen, die sie in Norwegen und Schonen lagern hatte. Dieser tückische Griff mußte die beabsichtigte Wirkung thun. Lübeck unterwarf sich des Kaisers Befehl, setzte die verwiesenen Bürgermeister und Rathmänner wieder ein, und Erich genoß die große Freude, eine Stadt, die mehrmalen Dännemark Trotz geboten, und gewöhnlich mit dessen Feinden im Bündniß gewesen war, auf dem leichten, aber für einen Monarchen besonders, schlechten Wege des Raubens, gedemüthiget zu haben.

So sehr dieses kleinliche Gelingen auch Erichs Eitelkeit

schmeicheln mochte, so hatte sein Triumph doch keinen Einfluß auf die Grafen von Holstein. Hier mußte das Glück der Waffen entscheiden; und auch dieser Feldzug fiel für Erich nicht glücklicher aus, als alle die vorigen. Alles, was er im Frühjahr gewonnen hatte, verlor er wieder im Herbst; sogar die von ihm selbst errichteten Burgen wurden genommen. Voll Verdruß über so wiederholte, vergebliche Versuche, brachte er im Jahre 1417 das größte Heer zusammen, das der Norden je gesehen hatte, und dachte damit sicher und gewiß seine Feinde auf einmal zu vernichten. Hundert Tausend Streiter folgten seinen Fahnen, und — mit solch einer Macht, konnte er dennoch nichts, als die Belagerungen von Schleswig und Gottorf vornehmen. Schleswig öffnete seine Thore sogleich. Aber Erich, der den Eindruck eines Sieges nie zu nutzen verstand, unterließ es, Gottorf sogleich anzugreifen, das nachher nicht mehr zu erobern stand. Während der Zeit versäumten seine Feinde es nicht, von seiner Vernachläßigung allen Vortheil zu ziehen. Auf der einen Seite fielen sie in das von ihm unvertheidigt gelassene Jütland ein; auf der andern, suchten sie die Hansestädte zum Kriege gegen ihn zu bewegen, brachten auch Hamburg dahin, daß es ihnen einige Hülfstruppen zusandte. Die Nachricht davon warf alle Pläne Erichs über den Haufen. Ohne ein Treffen gewagt zu haben, ohne die Ankunft dieser Hülfstruppen abzuwarten, brach er mit seinem großen Heere auf, eilte innerhalb seiner eigenen Grenzen, und ließ nicht einmal so viele Mannschaft zurück, als zur Vertheidigung der Oerter, die er erobert hatte, für den kommenden Winter nöthig war.

Der Feldzug von 1419 zeichnete sich durch die Einnahme der Insel Femern, die schon einmal vom Könige erobert, aber wieder verloren gegangen war, aus. Zweymal wurde die Lan-

dung zurückgeschlagen, der dritte Versuch glückte, und Erich erlaubte seinen durch die hartnäckige Gegenwehr aufgereizten Soldaten alle die Grausamkeiten, zu denen die erbitterte Zügellosigkeit fähig ist. Mord, Plünderung und Brand herrschten auf diesem Eilande, wo 4000 Menschen umgebracht wurden. Aber diese Eroberung, um derentwillen so viel Blut vergossen war, konnte nicht erhalten werden; im Gegentheil schien es, als ob das Unglück, seitdem sie vollbracht war, den Eroberer von allen Seiten erst recht verfolgen wollte. Die Dänen erlitten eine große Niederlage bey Immerwad, ein Angriff auf die Insel Alsen schlug fehl, und Erich, der so große Heere zusammen gebracht, um seine Feinde, von denen er immer mit Verachtung sprach, zu demüthigen, erfuhr nicht allein die Kränkung, selbst besiegt zu werden, sondern er sahe auch diese gering geschätzten Feinde seine eigenen Länder verheeren, und ihre angesehensten Einwohner als Geißeln mit sich wegführen.

Erich, dem es nicht auf dem Schlachtfelde geglückt, wollte jetzt seine Geschicklichkeit als Staatsmann versuchen: er schloß mit den Hansestädten ein Bündniß. Diese vereinigte Handels-Republik hatte längst nach der Herrschaft über die Ostsee gestrebt; sie allein hatte die Vereinigung Dännemarks, Schwedens und Norwegens stetswährend zu trennen gesucht, und Albrecht unterstützt, so lange noch ein Schatten von Hofnung für den vertriebenen Monarchen zur Wiedererlangung des Throns da war. Wenn sich der Bund gleich durch die Umstände genöthigt gesehen, mit Margarethen Frieden zu schließen, so hörte er deßhalb nicht auf, bey allen Gelegenheiten einer Macht entgegenzuwirken, die durch die Vereinigung des Nordens dem Hansebunde gefährlich werden mußte. Während den langen Kriegen hatte Erich selbst bey mehreren Gelegenheiten erfahren, was er von den Hansestädten zu erwarten hatte; dennoch ging

er ein Bündniß ein, das von ihrer Seite nichts anders beabsichtigen konnte, als Erichs Feinden Erholung zu verschaffen. Eine Hauptbedingung dabey war, die Schlichtung des Streits wegen Schleswig dem Kaiser zu überlassen, und Erich, der des deutschen Oberhaupts Gewalt noch für so mächtig hielt, als er immer seine eigene Macht gewähnt hatte, unterwarf sich dessen Urtheil mit vieler Zuversicht. Es fiel seiner Gedankenlosigkeit nicht ein, daß, indem er die Gesetze Deutschlands hierbey einräume, er zugleich das Erbrecht des holsteinischen Hauses auf Schleswig anerkenne, das nach diesen Gesetzen unumstößlich war. In des Kaisers einseitiger Parteylichkeit hatte er sich nicht verrechnet. Sigismund nahm seinen hohen Gast mit großen Freundschaftsbezeugungen auf, und urtheilte ihm das ganze südliche Jütland zu. Graf Heinrich von Holstein, der eingeladen war, um auf Erichs Beschwerden zu antworten, mußte seine Hinopferung aus dem Munde des, seinem oberrichterlichen Amte ungetreuen Kaisers anhören, der ihn zur Abtretung von Holstein verurtheilte.

Bevor Erich die Reise nach Wien angetreten, hatte er eine andere beschlossen, die er zugleich mit abmachen wollte. Das durch ihn auf Femern vergossene Blut wogte immerwährend vor seiner geängstigten Seele, und besaß er gleich nicht die Kraft, die Ausbrüche seiner ungeregelten Leidenschaften zu zügeln, so war er doch auch nicht hartherzig genug, die von seiner Herrschgierde angeordneten Schreckensscenen mit kaltem, reuelosem Blick wieder vor sich auftreten zu sehen. Von seinem Gewissen getrieben, wollte er seine Sünden durch eine Reise nach dem heiligen Grabe versöhnen. Das derzeitige Christenthum hielt eine solche Pilgerschaft für hinlänglich, um die gröbsten Verbrechen ungeschehen zu machen. Ohne sich darum zu bekümmern, auf welche Weise des Kaisers Urtheil ausgeführt

werden sollte, eilte Erich nach Palästina. Seine Hofnung, unerkannt zu bleiben, schlug fehl. Ein Hanseate an Sigismunds Hofe hatte ihn insgeheim mahlen lassen, und das Portrait an einen seiner Freunde nach Syrien geschickt. Erich hatte seine Andacht vollbracht, die heiligen Gräber besucht; er wollte jetzt heimkehren, als der, welcher die Reisenden mit Pässen versah, erklärte, daß er ihn kenne als König dreyer Reiche. Eine ziemliche Summe Opfergeld gab dem Herrn des Nordens sein Incognito wieder, und Erich kam ohne weitere Unfälle zurück.

Schon lange vor seiner Reise nach Jerusalem hatte Erich übel hausgehalten, und mit seiner Kasse die vielen Ausgaben nicht bestreiten können, die er sich unnützerweise auflud. Er mußte dieserhalb zu dem schmählichen Auswege seine Zuflucht nehmen, und einer gehaltlosen Münze durch einen Machtbefehl Gültigkeit geben. Die Hansestädte, die allein den ganzen nordischen Handel inne hatten, versagten dieser Münze jeden andern Werth, als den sie an Kupfer enthielt. Dadurch stockte aller Verkehr, alle Waaren stiegen zu einem ungeheuren Preise. Erich hatte indeß seine Staatsfehler im voraus einigermaßen verbessert, da er Philippinen zur Reichsvorsteherin während seiner Abwesenheit eingesetzt. Diese Königin, die von der Geschichte nie ohne Bewunderung und Segnungen erwähnt wird, schien dem Norden von der Vorsehung geschenkt zu seyn, um Erichs Fehlgriffe zu verbessern, und einen Theil des Unglücks zu mildern, zu dem er Veranlassung gab. In ihrem zarten Körper wohnte eine männliche Seele. Ihre weibliche Güte war mit Geistesstärke gepaart; die Gefahr gab ihr einen Muth, der sie zu den Helden erhob. Ihres Gemahls Unarten verminderten ihre Sorge für seine Reiche nie, und ihre Gottesfurcht schränkte ihre Wohlthätigkeit nicht auf die Stif-

tungen ein, die solche nach dem Wahne des Zeitalters allein verdienten. Sie nahm nicht nur Theil an den Regierungsgeschäften, sondern ließ auch insgeheim unter dem Stempel der schlechtern eine bessere Münze prägen, und die Wohlhabenheit würde sich in dem Norden wieder eingefunden haben, wenn Erichs Zuhausekunft nicht von neuem alles Unheil hervorgeweckt, welches während seiner Abwesenheit sich zu verlieren angefangen hatte. Philippinens Fortwirken ward durch Erichs Rückkunft nicht ganz unterbrochen; während er mit seinen Zurüstungen beschäftigt war, stand sie dem schwedischen Reichs-Rathe bey seinen Berathschlagungen bey, und beförderte die Vorschläge, die zum Wohl des Reichs abzielten. Ihr Eifer war keiner Mißdeutung fähig, und ihre Verdienste wurden allgemein und öffentlich, selbst von ihrem Gemahl, anerkannt.

Jetzt wollte Erich die Länder in Besitz nehmen, die ihm zugeurtheilt waren. Aber das, was möglich gewesen wenn es gleich geschehen wäre, war nun zu spät. Die Bestürzung, welche des Kaisers Urtheil bey dem Grafen von Holstein hervorgebracht hatte, war vorüber. Er hätte an den Papst apellirt, und sich mit den Hansestädten näher verbunden. Diese hatten während des langen Krieges an ihrem Handel viel gelitten, ihre Schiffe waren durch des Königs Kaper aufgebracht, die Privilegien, welche sie in den nordischen Reichen besaßen, nicht gehalten worden. Jetzt wollte der König seine Rechte durch eine ansehnliche Flotte und ein Heer von 50000 Mann beweisen. Der Anfang ward mit der Belagerung Schleswigs gemacht; aber der Feldzug endete sich auf die nemliche Weise, wie der vorige. Der größte Theil der Hansestädte hatte sich für das holsteinische Haus erklärt, und bey der Nachricht dieser neuen Ligue hob Erich die Belagerung sogleich auf. Der Krieg ward mit abwechselndem Glücke mehrere Jahre fortgesetzt. Um die

Kosten dazu aufzubringen, mußten die Auflagen vervielfältigt werden. Ausländer waren in allen drey Reichen zu Landshauptleuten angesetzt, die Plünderungen, die unter dem Schutze dieser Fremdlinge verübt wurden, sogen das Volk aus, und der Strand wie die Grenzen der nordischen Reiche trugen die Spuren der Verwüstung und des Raubens überall an sich. Um die Hansestädte von dem holsteinischen Bunde zu trennen, suchte Erich in ihnen Zwietracht auszusäen. Er wußte, daß die Einwohner dieser Städte selten mit ihrer Regierung zufrieden waren, deshalb wandte er sich an die Bürger derselben, drohte ihren Seehandel zu zerstören, und beschuldigte ihre Bürgermeister und Rathmänner, als die Urheber dieses Krieges. Dieß brachte indeß nur hie und da einige unruhige Auftritte hervor; die Ligue hielt ihre Kräfte vereint, und fuhr fort, die Grafen von Holstein zu unterstützen. Auch durch den Tod des ältesten Grafen, der bey der Belagerung Flensburgs blieb, wurde der Zustand der Dinge nicht verändert. Sein Bruder und Nachfolger, Herzog Adolph, setzte den Krieg mit gleichem Muthe und gleichem Erfolg fort. Der Kaiser suchte zwar aufs neue Frieden zu stiften, und sandte in dieser Absicht einen Gesandten nach dem Norden; aber seine Vermittlung wurde von allen, den König Erich ausgenommen, verachtet.

Jetzt nahmen Erichs Gegner sich vor, ihn in seiner eigenen Residenz aufzusuchen. Eine Flotte von einigen hundert Fahrzeugen, mit 12000 Mann Truppen am Bord, ging im Jahre 1428 unter Seegel, um Kopenhagen anzugreifen. Der König hatte zwar einige Anstalten getroffen, um seine Hauptstadt zu vertheidigen, wagte es aber selbst nicht, dort zu bleiben, sondern verbarg sich im Kloster zu Soröe. Die Dänen waren auf diese Weise ohne Anführer, und Philippine mußte die Befehlshaber-Stelle übernehmen. Sie brachte so viele Truppen als

möglich zusammen, sprach dem Volke Muth ein, theilte Belohnungen aus, ließ auf das schleunigste ein Floß zusammensetzen, es vor den Hafen legen, und mit den Kerntruppen besetzen, wodurch der Feind verhindert ward, sich der Stadt zu nähern. Der Anfall darauf war heftig, wurde mehrmalen wiederholt, eben so oft zurückgeschlagen, und die Verbündeten mußten ohne allen Erfolg für ihre großen Zurüstungen, auf die sie so sichere Hofnungen gesetzt hatten, abziehen. Sie waren ihres Sieges so gewiß gewesen, daß jedes ihrer Schiffe Salz und leere Tonnen mit sich führte, um das Fleisch von den vielen Rindern einzusalzen, die sie auf Seeland zu erbeuten dachten. Die Dänen, die dieses wußten, brachten eine Kuh auf den Holzfloß, und riefen den Feinden zu: daß sie doch kommen und der Kuh ein Haar aus dem Schwanze rupfen möchten, um wenigstens eine Trophäe als Siegeszeichen mit sich zu nehmen.

Dieser glückliche Ausgang ermunterte Philippinen zu kühnern Unternehmungen. Sie sahe ein, daß der Krieg sich nie vortheilhaft für Erich enden könne, so lange die Hansestädte daran Theil nehmen würden, und daß deshalb nichts besseres zu thun wäre, als diese Städte nach einander anzugreifen, und den Krieg innerhalb ihrer eigenen Mauern zu spielen. Während Erich in Schweden war, rüstete sie eine Flottille von 75 kleinen Fahrzeugen aus, um Stralsund anzugreifen, und die dort im Hafen liegenden Schiffe zu verbrennen. Dieses Vornehmen ward glücklich ausgeführt und Stralsund mit Schrecken erfüllt; aber ein Gegenwind hinderte die Dänen am Rückzuge. Während diesem Aufenthalt im Angesichte der Stadt verlor sich die Furcht der Stralsunder, und obgleich sie nur sieben Schiffe, und das durch Lübecks Beyhülfe, ausrüsten konnten, da ihre eigenen Schiffe fast alle verbrannt waren, so überwanden sie

dennoch mit dieser geringen Macht die Dänen, nahmen fast alle ihre Fahrzeuge, und machten mehrere Hundert Gefangene.

Erich, gewohnt seine Verlüste selbst zu verursachen, konnte diesen nicht mit Geduld ertragen. Sein Unwille darüber brach gegen Philippinen aus, die er auf das unwürdigste behandelte. Dieses zu dem Vorwurf, den sie sich selbst machte: Schuld an so vielem vergossenen Menschenblut gewesen zu seyn, bewogen sie, ins Kloster zu gehen. Noch in dem nehmlichen Jahre ließ sie sich als Nonne zu Wadstena einkleiden, und starb schon zu Anfange des folgenden (1430). Bevor sie Dännemark verließ, gab sie einen neuen Beweis von ihrem Wohlwollen gegen einen Theil der schwedischen Flotte, deren Besatzung ohne ihren Beystand verhungert wäre. Diese Flotte war nach Kopenhagen berufen; da der mitgebrachte Proviant verzehrt war, begehrte die Besatzung neuen, oder die Erlaubniß, heimkehren zu dürfen. Keins von beyden ward zugestanden, und das Volk mußte seine Waffen verkaufen, um das Leben zu erhalten. Erst spät im Herbst erhielt die Flotte Erlaubniß zur Heimreise, auf welcher die mehrsten Schiffe strandeten, oder im Eise zertrümmert wurden. Den nöthigen Proviant hatte die menschlich gesonnene Königin, diesen auf eine elende, schlechte Weise behandelten Schweden insgeheim zuführen lassen.

Philippine schien der Schutzengel um Erichs Thron gewesen zu seyn; denn kaum war sie dahin, als er zu wanken anfing. Während seine Flotten geschlagen, die Schiffe, die seine Schätze von Schweden nach Dännemark bringen sollten, von Kapern genommen wurden, tönte das Mißvergnügen, das nach einigen Jahren in Schweden in Thätigkeit ausbrach, immer lauter durch das Land. Erich hatte durch Lieferungen, Requisitionen und Conscriptionen den nicht vermögenden Landmann dermaßen ausgesogen, daß dieser seinen Acker und Heerd an die

reichen Magnaten für ein Geringes verkaufen mußte. Der Geistlichkeit Unwillen zog er sich durch seine Einmischung in ihre Bischofs-Wahlen zu; auch die sonderbare Grille, daß an einigen Orten Tag und Nacht durch, ohne Aufhören, Messe gelesen werden mußte, gefiel den Mönchen nicht. Die Abgaben, die immer in Naturalien abgetragen waren, sollten nun mit einemmale zum größten Theil in baarem Gelde, das ungemein rar war, erlegt werden. Dieß gab den ausländischen Vögten eine erwünschte Gelegenheit, den Landmann recht auszusaugen. Die, welche kein Geld aufbringen konnten, wurden von den dänischen Landshauptleuten auf eine barbarische Weise gemißhandelt. Besonders berüchtigt machte sich der Landshauptmann von Westerås, Jösse Erichson. Nachdem er den Bauern ihre Ochsen für die Abgaben abgenommen, schirrte er sie selbst vor den Pflug; ihre Weiber mußten Mist- nnd Heuwagen ziehen, und selbst die Schwangern unter ihnen blieben nicht verschont. Bey der geringsten Widersetzlichkeit bediente er sich grausamer Qualen. So ließ er mit einemmal fünf Dahlbauern zu Tode räuchern, weil sie ihr weniges Zugvieh gegen seine Kriegsknechte vertheidigt hatten. Alles dieses wird um so glaublicher, da die dänischen Geschichtschreiber es selbst von diesem ihren Landsmanne erzählen.

Es verhält sich in der politischen Welt, wie mit der Natur der Dinge selbst, wo eine Kraft, welche die ihr zugemessenen Grenzen überschreitet, immer eine andere hervorbringt, durch die sie entkräftet wird. Ohne solch ein wohlthätiges Gleichgewicht würde das Menschengeschlecht längst zu den Thieren herabgesunken, und jedes Gefühl für das Gute und Wahre aus der Seele des Menschen verschwunden seyn. Diese unausbleiblichen Wirkungen schleichen nicht immer, wie die langsame Zeit, zu ihren Vornehmungen. Sie gleichen auch hierin der

Natur, die Erdbeben und Vulkane nöthig hat, um sich ihre Wirksamkeit zu erhalten. Die Vermögenheit, hervorzubringen, geht aus der, zu zerstören, hervor. Alles was ist, kämpft gegen die Verwesung, die siegend zu einem Etwas wird, das wieder gegen die Zernichtung den nehmlichen Kampf, mit dem nehmlichen Erfolge, dem — Unterliegen, besteht. Selten wird ein Tyrann durch wohlbedachte, lange vorherbereitete Pläne gestürzt. Wenige von den vielen Umwälzungen, die Europa mit Blut gedüngt, haben ihr Entstehen Anregungen zu verdanken, die man voraus sah, obgleich die eigentlichen Ursachen von der Art waren, daß sie die Aufmerksamkeit hätten fesseln müssen, statt ihr zu entgehen. Wenn die fernen Folgen uns einige Gelenke von der großen Kette zeigen, die Entwickelung jeder einzelnen Handlung am Ende ihren wahren Stempel aufdrückt, und wir nun sehen, wie verschieden Absicht und Wirkungen sind, wer wird dann noch die Hand einer höheren Weltregierung verkennen, welche die Kraft des Starken und die Ohnmacht des Schwachen hart an einander grenzte, und selbst den menschlichen Drangsalen den Auftrag gab, das Menschengeschlecht zu veredeln. — Die Leiden der Thalbewohner (Dalkarler) rufen einen Helden hervor, dessen Name wohl nie bis zu uns gekommen wäre, wenn er unter einer glücklichern Regierung gelebt hätte. Die Geschichtschreiber, die während dieses Zeitraums so selten einen Zug wirklicher Größe aufzuzeichnen haben, ersetzen diesen Mangel ganz, indem sie uns Engelbrecht nennen.

Es wäre sehr überflüssig, die Dunkelheit aufhellen zu wollen, in der sich Engelbrechts Herkommen verliert. Wer groß genug ist, sich seinen eigenen Ruhm zu schaffen, der bedarf der Vorzugsrechte seiner Vorfahren nicht, und wer sich so viel wahre Ehre zu erringen versteht, als Engelbrecht, gegen

den ist der älteste Edelmann arm an Ahnen. Vom Hofe und von allen Ehrenämtern entfernt, lebte er am Kupferberge in Dahlland. Die Reichthümer, die er geerbt, oder sich durch den Bergbau erworben hatte, verschafften ihm in seiner Heimath das Ansehen, welches dem unbemittelten Verdienste so schwer zu erlangen steht, und der Umgang mit der Welt hatte ihm die feine Bildung gegeben, ohne welche alle Vorzüge ohne anerkannten Werth bleiben. Die Natur, die ihm das Aeußere versagt, durch welches sich Kraft und Stärke offenbaren, hatte diesen Mangel durch Geist und Muth reichlich ersetzt. Sie hatte ihn mit glühendem Eifer für gesetzliche Freyheit beseelt, und die Beredsamkeit gegeben, das Organ dieses größten Geschenks des Himmels zu seyn. So warm seine Liebe fürs Vaterland war, so gerecht waren seine Foderungen, so überlegt alle seine Vornehmungen. Er besaß zu große Verdienste, um unbeneidet zu bleiben, und zu viel wahre Größe, um sich daran zu kehren.

Längst war Engelbrecht Zeuge des grausamen Drucks seiner Landsleute, so wie ihres vergeblichen Bemühens gewesen, den König zum Mitleiden zu bewegen. Seine Reichthümer sicherten ihn gegen die Verfolgungen, die er sich von Seiten der machthabenden Beamten zuzog, wenn er die Klagen des Volks vor den Thron brachte; und er unterzog sich dieses kühnen Auftrages. Obgleich Erich zufolge seiner Verpflichtungen wenigstens einmal im Jahre in allen drey Reichen eine Zeit residiren sollte, so hielt er dieses Versprechen doch nicht besser, als seine andern Zusagen, und ein Schwede oder Norrmann, der da hofte, gegen den Druck, der ihn in seinem Vaterlande niederbeugte, Hülfe zu finden, mußte dieserhalb nach Kopenhagen wandern. Engelbrecht stellte sich dort ein, ging an den Hof, und brachte seine Klagen mit der Ehrerbietung vor, die einem Unterthan geziemt, aber in der Sprache der Wahrheit,

die einem freyen Manne allein ansteht. Er begehrte nichts, als daß Jösse Erichson von seinem Amte, welches er so sehr gemißbraucht, entsetzt würde, und erbot sich, mit seinem Leben für die Wahrheit der gegen denselben vorgetragenen Beschuldigungen zu stehen.

Erich war nicht so sehr Tyrann, daß er die Leiden seiner Unterthanen mit Gleichgültigkeit hätte anhören können, aber auch nicht menschlich genug, um sie aufrichtig lindern zu wollen. Er versprach den Unterdrückten Schutz, und sandte dem schwedischen Reichsrath den Befehl zu, der Bauern-Klagen, so wie der Vögte Betragen zu untersuchen, doch ohne Befugniß, verurtheilen oder auch nur die Fortsetzung dieser Grausamkeiten verhindern zu können. Der Reichsrath nahm die Untersuchung vor, fand Jösse Erichson strafbar, die gegen ihn gemachten Beschuldigungen begründet. Er sandte Engelbrecht mit diesen Resultaten nach Kopenhagen zurück, nebst einem Briefe an den König, in welchem der Rath Gerechtigkeit für das Volk foderte, und seine Besorgnisse zu erkennen gab, wenn diese nicht erfolgen würde.

Aber diese Vorstellung blieb ohne Wirkung. Erich besaß weder die Gerechtigkeit, den Verbrecher seiner Verschuldung gemäß zu strafen, noch die Begriffsfähigkeit, die Folgen einer solchen Gährung vorauszusehen. Engelbrecht wurde nicht nur mit Vorwürfen überhäuft, er ward auch ohne Antwort vom Schlosse gewiesen, mit der Deutung, sich nie wieder vor dem Könige sehen zu lassen. Er ging, indem er vor sich selbst, aber laut genug, daß die Hofleute es vernehmen konnten, sagte: „einmal werde ich denn doch noch wieder kommen.“

Bey Engelbrechts Zurückkunft brach die Verzweiflung der Bauern aus. Sie wollten lieber sterben, als länger die Tyranney ertragen; und da keine Hülfe erfolgte, keine andere da

war, beschlossen sie, sich selbst das versagte Recht zu schaffen. Jösse Erichson sollte vertrieben, und Engelbrecht dabey ihr Anführer werden.

Wie der Reichsrath dieses erfuhr, sandte er einige aus seiner Mitte den Bauern, die auf Westerås zu marschirten, entgegen. Die Vorstellungen dieser Abgeordneten und Engelbrechts Ansehen bewirkten die Trennung der Bauern, nachdem sie vorher einander das Versprechen gegeben, daß keiner seine Abgaben an Jösse Erichson entrichten wolle, zu welchem Engelbrecht sein Wort fügte, daß in dem unverhoften Fall, wo die von dem Reichsrath gemachte Vorstellung nichts fruchten würde, er sie anführen werde.

Der Winter verging, und alles blieb, wie es war. Im Frühjahr wollten die Vögte auf ihre gewöhnliche Weise die Abgaben eintreiben. Die Bauern wurden wüthend. Sie mahnten Engelbrecht an sein Wort, und er, der die Grundgesetze seines Vaterlandes verhöhnen, und keine andere Hülfe dagegen, als die Gewalt sah, war bereit, seinen Mitbürgern das durch die Waffen zu verschaffen, was ihnen von der hartnäckigen Ungerechtigkeit verweigert wurde. Von einem zahlreichen Heere begleitet, zog er nach Westerås, aber auch jetzt kam ihm der Reichsrath entgegen, und beugte auch diesmal dem Ausbruch vor, indem er Jösse Erichson aus eigener Macht und Mündigkeit absetzte; und die harmlosen Bauern, die nichts mehr wollten, legen auch jetzt noch die Waffen nieder, und alle gehen nach Hause. Die von dem abgesetzten Jössen innegehabten Lehne wurden zwischen den Grafen Hans und Engelbrecht getheilt. Der erste erhielt Westerås, Engelbrecht ward Landshauptmann über Dahlland.

Die Ruhe, die hierauf folgte, war von sehr kurzer Dauer. Des Königs Stillschweigen über das Vorgefallene, seine großen

Zurüstungen, sein bekannter heimtückischer Charakter, alles gab dem Gerüchte Glauben, daß Jösse Erichson mit gewafneter Hand wieder eingesetzt, der Reichsrath, Engelbrecht und die Dahlbauern für ihre Kühnheit bestraft werden sollten. Die Klagen aus den andern Provinzen über die Tyranney der ausländischen Vögte nahmen immer mehr zu, und die Absicht Erichs, den schwedischen Bauer zum Leibeigenen zu machen, wie es der dänische bereits war, ward nur zu deutlich. Unter diesen Umständen, bey einer solchen Stimmung bedurfte es einer nur geringen Anregung, um einen völligen Aufstand herbeyzuführen. Einer von Jösse Erichsons Untervögten hatte noch das an der Thal-Elbe gelegene Schloß Boranäs inne, und machte von hier aus seines Meisters Unterricht Ehre. Die Bauern griffen die Burg an, nahmen und zerstörten sie. Nach diesem Vorgange deuchte es Engelbrecht Zeit, seine Mitbürger zum Beystande aufzurufen. Von allen Schweden aufgemuntert, denen ihr Vaterland theuer war, faßte er den Entschluß, die fremden Vögte aus dem Lande zu jagen, und die Burgen, die der Tyranney allein Schutz gewährten, niederzureißen. Er ruft das Volk in Westmanland zusammen, trägt ihm seine Absichten vor, und verlangt dessen Beystand, im Fall es solchen beypflichtet. Ein einhelliges Beyfallsrufen umschallt ihn. Alle sind bereit, zu folgen, und ihr Leben für die Rettung des Vaterlandes zu wagen. Nun ladet er auch den umherwohnenden Adel nach Westerås ein, nachdem er das dortige Schloß erobert, und es Nils Gustafsson Puke anvertraut hatte. Der Adel gelobt, die Selbständigkeit des Reichs vertheidigen zu helfen, und Engelbrecht, der sich allein an die Spitze dieses großen Vorhabens stellt, zu unterstützen. Hierauf erklärt Engelbrecht, daß er einen jeden Schweden für seinen Feind ansehen werde, der sich weigert, der gemeinsamen Sache fürs Vaterland beyzutre-

ten. — Mit des Reichsraths Zustimmung setzte er die überschwenglichen Abgaben herab, und entließ dem gedrückten Volke ein Drittel aller schuldigen Auflagen. Die Provinzen, Städte, Dörfer und Weiler, alles streckte ihm ihre bewafneten Arme entgegen, jeder wollte der Gefährte seiner Siege seyn. Die stärksten Burgen werden erobert, und die Nation wird gezwungen, einen Anführer zu bewundern, der in einer undisciplinirten Armee die strengste Ordnung zu erhalten versteht, und auf allen seinen Zügen, nie und nirgend, eine Spur von Gewaltthat, gegen den friedlichen Einwohner verübt, hinterläßt.

Erich, der seine Thronen wanken sah, wollte ihren Umsturz abwehren, wurde aber dabey weder vom Glücke, noch von eigener Ueberlegung unterstützt. Die Unterhandlungen, die er so oft mit der schwedischen Nation angeknüpft hatte, waren nie von dem Erfolge begleitet geworden, den er gewünscht, weil er von seinem Unrechte nichts nachgeben, die Rechte des Volks nie anerkennen wollte. Dazu kam, daß er Schiffbruch litt, wodurch er verhindert ward, der von ihm selbst in Söderköpinge angesetzten Zusammenkunft beyzuwohnen. Engelbrechts Fortschritte hatten während der Zeit des Reichsraths Aufmerksamkeit, der Prälaten Besorgnisse erregt. Sie sahen die Macht der Aristokratie untergehen, und das für immer. Sie fürchteten weniger die Tyranney der ausländischen Gewalt im Lande verübt, da diese bloß das Volk traf, und selbst ihre Unterdrükkungsrechte in Hinsicht ihrer eigenen Unterthanen vermehrte, als den Verlust ihrer unbürgerlichen Vorzugsrechte.

Einige Wenige wünschten, aus bessern Gründen, die aufgeloderte Uneinigkeit beyzulegen; diese berechneten, welchen Nuzzen der Norden von einer Vereinigung ziehen könnte. Auch bemühte sich der dänische Reichsrath, den Verein zu erhalten, sowohl des gemeinschaftlichen Nutzens als der besondern Vor-

züge wegen, die Dännemark sich dadurch zugeeignet hatte. Dieses waren die Haupt-Triebfedern zu dem Reichstage, der im Jahre 1434 nach Wadstena ausgeschrieben ward. Dort fand auch Engelbrecht sich ein, nicht um ein Unternehmen zu rechtfertigen, das von dem ganzen Volke so allgemein gebilligt war, als vielmehr, um die Geistlichkeit und den Reichsrath zur Fortsetzung der Vertheidigung des Vaterlandes aufzufordern.

Engelbrecht legte seine Absichten offen und ohne Hehl dar, dahingehend: das Vaterland von dem Joche, worunter es so lange geseufzt, zu befreyen. Er zeigte, daß seit der Zeit, da Magnus Erichson den Thron verlassen, Schweden keine andere Könige, als Despoten, gehabt hätte, welche die Grundgesetze des Reichs übertreten, ihre Eide gebrochen, und die Bewohner Schwedens mit Auflagen eben so ungerecht als übertrieben bedrückt hätten. Er verlangte, daß der versammelte Reichsrath seinen Mitbürgern zu den Gerechtsamen wieder verhelfen sollte, deren Genuß ihnen durch die Gesetze zugestanden war; daß sie den Gehorsam, den sie Erich gelobt aufsagen, und ihn des schwedischen Throns verlustig erklären möchten.

Die Bischöfe, die zu der Zeit die Vornehmsten des Reichsraths ausmachten, sahen, daß mehrere ihrer Collegen unschlüssig waren, welch einen Beschluß sie fassen sollten, und sie eilten, der Gefahr vorzubeugen, die ihrem Eigennutze drohte. Ihr Haß, oder vielmehr ihre Furcht vor Engelbrecht, bestärkte um vieles ihre unlautere Neigung für die Union, und so verweigerten sie, ohne viele Umschweife, die von Engelbrecht vorgeschlagene Aufkündigung. „Wir haben — sagten sie — dem Könige „Treue und Gehorsam geschworen, und wenn seine Fehltritte „uns berechtigen sollten, gegen ihn zu fehlen, so wird keine „Regierung in der Welt von Dauer seyn können. Die Für„sten, wie wir andere Sterbliche, sind von Mängeln nicht

„freygesprochen, und es kömmt eben so wenig dem Volke zu,
„sich zum Richter der Handlungen der Könige aufzuwerfen,
„als sich das Recht anzumaßen, sie abzusetzen. Ohne Nach-
„sicht gegen andere würde alles Zusammenleben unter den Men-
„schen aufhören müssen, und — fodert die Achtung, die wir
„den Regenten schuldig sind, nicht eine größere Nachsicht gegen
„sie, als gegen unsers Gleichen? Um die Ruhe des Staats
„zu erhalten, muß der Unterthan, selbst eine harte Regierung
„duldend ertragen, und seine Wünsche, sie herabzusänfteln,
„dürfen ihn nicht zu Unbilden verleiten. Wo keine Regierung
„ist, da begeht ein jeder das Unrecht, das ihm behagt, und
„für einen Despoten, der gestürzt wird, entstehen unzählige
„andere. Wir wollen dieserhalb lieber dem Könige gehorchen,
„den wir haben, und uns lieber von Einem drücken, als von
„Vielen beherrschen lassen".

„Meine Absicht — erwiederte Engelbrecht — ist es nie
„gewesen, Aufruhr gegen die gesetzliche Regierung des Reichs
„zu stiften, noch irgend etwas vorzunehmen, welches die Ruhe
„des Landes stören könnte. Ich kam, um die Freyheit des
„Vaterlandes gegen eine Macht, die sie zertritt, zu vertheidi-
„digen. Vergeblich sollen die Beamte des Königs hoffen, daß
„wir Schweden gleich Sklaven gehorchen werden, und nie
„wird das schwedische Volk sich wie eine Heerde Vieh behandeln
„lassen. Weder ich, noch meine Waffenbrüder, haben gegen
„die Foderungen unserer Pflichten gehandelt. Hätte der König
„unsre oft erneuerten Klagen untersucht, wir wären nicht ge-
„zwungen gewesen, zu den Waffen zu greifen. Erst nachdem
„er alle seine Verpflichtungen verhöhnt, lernten wir einsehen,
„daß die unsrigen aufgehoben waren. Der König war es,
„der zuerst darauf schwur, das Reich nach unsern angestammten
„Gesetzen zu regieren, daß er keine fremde Beamte einsetzen,

„keinen Ausländern unsere Schlösser anvertrauen wolle. Indem „er die Eyde brach, die er seinem Volke geschworen, hob er „die auf, die das Volk ihm geleistet hatte.“ Aber der Reichsrath, von den Bischöfen geleitet, wollte Engelbrechts Antrag seine Zustimmung nicht geben. Dieser kühne Verfechter seiner Mitbürger war bereits zu weit gegangen, er konnte nicht mehr zurück. In seinem Eifer griff er den Bischof von Linköpinge K. Boson beym Kragen, und würde ihn aus dem Fenster dem unten versammelten, danach verlangenden Volke zugeworfen haben, wenn einige Reichsräthe ihn nicht daran gehindert hätten. Nachdem er sich eine kurze Weile besonnen, rief er der Rathsversammlung zu: „Wenn ihr fortfahrt, dem Könige, „nicht dem Vaterlande, das Wort zu reden; die Tyranney „gegen die Unschuld in Schutz nehmt; den ausländischen Räuber gegen eure Landsleute vertheidigt; dann werde ich in euch „nicht mehr meine Mitbürger, ich werde die verhaßtesten „Feinde meines Vaterlandes sehen. Aber — ich schwöre bey „Gott dem Allmächtigen, bey dem Wesen, das die Unschuld „beschützt, ihr sollt auf die nehmliche Weise behandelt werden, „als die boshaften Feinde, die ihr zu vertheidigen euch unter„steht.“

Diese wenigen Worte machten den Reichstags-Beschluß. Durch ein dem Könige zugesandtes Schreiben sagte der Reichsrath und die Stände Schwedens ihm Treue und Gehorsam auf. Engelbrecht verließ hierauf Wadstena, um seine Eroberungen zu vollenden. Mehr als dreyßig Burgen und Schlösser wurden in Kurzem eingenommen, und Halland erobert.

Erich erfuhr bald, wie es in Schweden für ihn stand. Alle seine gegen Schleswig unternommenen fehlgeschlagenen Feldzüge hatten ihn nicht überzeugen können, daß er nie Eroberer werden könne. Auch diesesmal versammelte er alle Truppen,

die er in Dännemark hatte, borgte andere in Deutschland, und rüstete eine große Flotte aus. Noch war Stockholm in Erichs Gewalt. Es ward von Hans Kröplin vertheidigt, einem Ausländer, der troß dem herrschenden Unwillen gegen diese fremden Ansiedler, sich seiner Gerechtigkeit und Menschlichkeit wegen sehr beliebt gemacht hatte. Ihm war von Engelbrecht ein langer Waffenstillstand, und der ruhige Besitz seiner Landshauptmannschaft zugestanden worden. Das ganze übrige Schweden war in Engelbrechts Gewalt, und Erich hatte den Sommer vergehen lassen, ohne einen Schritt zu thun, der Engelbrechts Fortschritte hätte aufhalten können. Es darf nicht befremden, daß Erich fast jedesmal auf seinen Seereisen Schiffbruch litt, da er sie immer im späten Herbst vornahm. Auch diesesmal verlor er einen guten Theil seiner Schiffe, erreichte unter vielen Schwierigkeiten Stockholm, vergaß aber nicht, auf seiner stürmischen Fahrt längs der schwedischen Küste zu verheeren und zu nehmen.

Engelbrecht kannte den Werth der Zeit, er versäumte sie nicht. Bekannt mit Erichs Zurüstungen, zog er seine Armee zusammen, marschirte damit nach Stockholm, und kam unter den Mauern der Stadt an, grade wie der König in ihren Hafen einlief. Die schwedischen Stände hatten sich während der Zeit versammelt, und die Normänner und Hansestädte zum Beystand aufgefordert. Stockholm blieb von Engelbrecht eingeschlossen. Bey sogestalten Sachen sah Erich wohl ein, daß für ihn nichts, als durch gütliche Unterhandlungen zu gewinnen stand. Eine Zusammenkunft fand statt, bey der die Schweden erklärten: „daß es ihre Absicht nie gewesen, dem Könige die „Krone zu nehmen; sie verlangten bloß die Erfüllung der Ver„pflichtungen, die Erich bey seiner Erwählung eingegangen, „unter welchen er nur allein gehuldigt worden wäre; und um

„sich und die Welt zu überzeugen, wer Schuld an dem Vor„gefallenen gehabt, schlugen sie vor, daß Schiedsrichter zwi„schen dem Könige und der Nation ernannt würden.“ Eine Ausmittelung, der Erich durchaus nicht beypflichten wollte. Statt dessen ward ein Aufschub bis zum nächsten Jahre (1435) verabredet. Bis dahin sollte alles in Frieden beruhen, und den ausländischen Vögten in Schweden keine Art von Gewalt oder Befehl zustehen. Erich ließ 600 Mann in Stockholm, und kehrte unverrichteter Sache nach Dännemark zurück. Die Schweden, die sich ohne Regierung befanden, hielten Reichstag zu Arboga, wo Engelbrecht zum Reichsvorsteher ernannt wurde.

Kröplin unterließ nicht, Erichs Vortheile, die er selbst so sehr vernachlässigte, auf das beste wahrzunehmen. Er schrieb an die Stände, bewog sie zu einer neuen Zusammenkunft in Sigtuna, wobey er sich von Seiten des Königs einfand. Durch seine Aushaltsamkeit und allgemein anerkannte Redlichkeit gelang es ihm, die aufgebrachten Gemüther zu besänftigen, sie zur Versöhnung zu lenken. Er unternahm es, selbst nach Dännemark zu reisen, und der schwedischen Stände Foderungen Eingang zu verschaffen. Sein Bemühen, von dem dänischen Reichsrathe unterstützt, brachte auch den König dahin, daß er einen Herren-Tag in Halmstadt anordnete, wozu er Bevollmächtigte aus allen drey Reichen berief.

Durch den hier abgeschlossenen Vergleich erhielt Erich alles Verlorene zurück, unter der Bedingung, daß er den Eid erfüllen sollte, den er bey seiner Krönung geschworen. Dabey wurde verabredet, daß der König sich in Stockholm einfinden, und dort mit zwölf guten Männern die sonstigen Mißverständnisse beseitigen wollte, wobey das Original-Document der Kalmar-Union zum Grunde gelegt werden sollte. Die stehen

gebliebenen Schlösser durften nur Eingebohrnen anvertraut, auch ein Reichs-Truchses und ein Reichs-Marschall (Drots ock Marsk) für Schweden ernannt werden.

Vergeblich harrten die schwedischen Stände auf des Königs Ankunft in Stockholm. Nach Verlauf mehrerer Wochen kamen statt seiner einige dänische und norwegische Reichsräthe, aber ohne hinreichende Vollmachten versehen, an. Die Ungeduld des Volks ward indeß auch dießmal durch Kröplins Bemühen besänftigt, da er versprach, daß der König sich noch im Herbst des laufenden Jahrs einstellen sollte. Auch hielt Erich diesesmal Wort. Aber er sträubte sich sehr, die vorgeschlagenen Puncte einzugehen, und behielt sich vor, die drey Schlösser: Stockholm, Kalmar und Nyköpinge durch dänische oder norwegische Befehlshaber zu besetzen. Zum Reichs-Truchses ernannte er Christian Nilson; Karl Knutson ward Reichs-Marschall *).

Somit war der nordische Verein von neuem belebt, aber auch schon der Grund gelegt, der Schweden für immer davon trennen sollte. Die Absicht, diese drey Nationen zu einem Volke zu verschmelzen, konnte jetzt nicht mehr erreicht werden, da Erichs planlose Regierung die eine Nation zu einem Schritte gezwungen, der die wirkliche Vereinigung fast unmöglich machte. Uebrigens trug dieser König zu Dännemarks Heil nicht viel mehr bey, als zu Schwedens Wohlfahrt. In beyden Ländern bestanden seine Beamte fast allein aus Deutschen. Erichs Hand-

*) Der Truchses präsidirte im Reichsrath und stand eigentlich der Regierung vor. Der Marschall war sein Gehülfe, und führte für seinen Antheil die ausübende Gewalt und den Befehl über die Truppen. Bey ihrer Installirung hatte der König dem Truchses ein Schwert, dem Marschall einen Stab, an dem ein goldener Ring befestigt war, einzuhändigen.

lungen wurden fortwährend von Launen und böswilligen Einfällen regiert *). Kaum waren ihm die eroberten Schlösser eingeräumt, als er gradezu gegen seine eingegangene Verpflichtungen, sie fast alle an Ausländer übergab. Schon bey den Ceremonien, die ihm als König bey der Ernennung des Reichs-Truchses und Marschalls zu beobachten oblagen, gab er Anleitung zum Mißvergnügen, da er dem erstern ein gar kurzes Schwert, dem letztern ein ganz kleines, schmales, weißes Stäbchen übergab, und sein Benehmen dabey überhaupt von der Art war, als ob er sowohl diese Aemter als die damit bekleideten Personen zum besten hatte. Auch erklärte er deutlich genug, daß es seine Absicht nicht sey, diesen beyden höchsten Reichs-Beamten irgend eine wirkliche Autorität anzuvertrauen; denn als der Marschall Karl Knutson ihn um eine Instruction für sein Amt bat, gab er ihm keine andere, als den Rath: „sich ja nicht länger zu strecken, als die Decke reiche". Wie nun alles dieses und so manches andere die alten Auftritte wieder herbeyführen mußte, da machten einige von den schwedischen Reichs-Räthen dem Könige dieserhalb Vorstellungen. Erich antwortete ohne Hehl, daß er nie gesonnen gewesen wäre, seine Versprechungen zu halten; daß er nicht König seyn wolle, bloß um zu den ihm gemachten Vorschlägen sein Jawort zu geben; daß er nach seinem Willen regieren wolle, und Eide nur Privatpersonen verbinden könnten. Nachdem er sich auf solch eine Weise mit dem schwedischen Volke versöhnt hatte, machte er sich zur Abreise fertig, und da Kröplin ein zu redlicher Mann für seine unlautern Absichten war, setzte er statt seiner einen andern Befehlshaber über Stockholm. Die Reise machte er zur See. Die

*) Die Bauern trauten Erich so wenig, und kannten ihn zu gut, so daß, wenn von ihm die Rede war, sie sagten: „der Wolf läßt wohl von seinen Haaren, aber nicht von seinen Nücken".

Stellen, wo er ans Land kam, wurden durch Verwüstung und Plünderung bezeichnet; der aufgebrachteste Feind konnte nicht mit mehr Grausamkeit zu Werke gehen, und ein Sturm, der auch dießmal einen Theil seiner Flotte in den Abgrund versenkte, schien ein gerechtes Sühnopfer für die von Erich unglücklich gemachten Strandbewohner zu seyn.

Bey seiner Zurückkunft nach Dännemark machte er mit seinen alten Gegnern Friede, um seine neuen besiegen zu können. Der Graf von Holstein, der so eben Flensburg eingenommen hatte, ward endlich mit Schleswig belehnt. Dieses zog den Frieden mit den Hansestädten nach sich, die ihre ältern Privilegien wieder erhielten.

War es Erich geglückt, den Adel seiner Anzahl nach einzuschränken, so hatte dieses auf der andern Seite die Folge, daß einige wenige Familien alle Reichthümer des Landes an sich gezogen hatten. Unter den Adelichen, die ihrer Geburt und ihres Reichthums wegen am mehrsten zu der höchsten Stelle im Lande berechtigt waren, gehörte vorzüglich Karl Knutson. Sein Geschlecht war eines der angesehensten im Norden, unter seinen Vorfahren zählte er Könige. Seine Bildung war edel und männlich. Seine Leichtigkeit zu reden machte eine starke und schöne Stimme noch eindringender. Weite Reisen und der Umgang mit der großen Welt, gaben ihm die Feinheit der Sitten, die das gesellschaftliche Leben verschönern. Für sein Zeitalter besaß er ungewöhnliche Kenntnisse, wobey es ihm nicht an der Fähigkeit fehlte, sie geltend zu machen. Genug, er war und besaß alles, was dazu gehört, die Bewunderung der Menge zu fesseln, und die Pracht, die ihn umgab, sein zahlreiches und glänzendes Gefolge gaben seinem Privatstande ein königliches Ansehen. Aber mit diesen schimmernden Vorzügen verband er wesentliche Unvollkommenheiten und große Fehler. Er besaß

weder Standhaftigkeit im Mißgeschick, noch Gegenwart des Geistes in der Gefahr. Als Staatsmann kannte er keine anderen Wege, als Bestechungen, Ränke und Ueberlistungen; als Krieger zeigte er den Muth nicht, den man billigerweise von ihm erwarten durfte. Durch seine große Fähigkeit in der Verstellung ward er seinen Feinden gefährlich, besonders da es ihm gleich war, durch welche Mittel er sich rächen konnte. So zuverläßig er in der Feindschaft war, so unzuverläßig war er als Freund, da er bloß nach der Zuneigung anderer gierte, um sich selbst erhöhen zu können. Seine Eifersucht gegen Engelbrecht, wie sein unbändiger Ehrstolz, machten ihn zum Haupt der aristokratischen Partey, und so lange noch eine höhere Stufe für ihn zu ersteigen war, vernachläßigte er es nie, sein Ansehen bey seiner Partey, durch eine geheuchelte Unterwürfigkeit für das Alter, und einschmeichelnde Achtungs-Bezeugungen gegen seine jüngern Zeitgenossen zu erhalten. Er schien zum Befehlen gebohren, so lange er nach der höchsten Würde im Reiche strebte; kaum erreicht, enthüllte sein hoher Standpunct seine Schwächen, und warf ihn ins Verderben herab. Wäre Karl Knutson keine Krone zu Theil geworden, er würde ein ehrenvolles Leben verlebt, und die Nachwelt ihn unter ihre großen Männer gezählt haben. Der geringe Antheil, den Karl Knutson an den Unruhen seines Vaterlandes genommen, vielleicht desfalls, weil er nur erst 27 Jahre alt war, hatte nehmen können, mochte wohl das Mehrste zu dem Vorzuge beygetragen haben, den ihm der König in der Ertheilung der Reichsmarschalls-Würde gab.

Erich, der unbeerbt war, hatte schon lange den Gedanken an einen Nachfolger mit sich herumgetragen, ohne daß ihm dabey das Gutdünken des schwedischen Reichsraths als nöthig eingefallen wäre. Er hatte sein Augenmerk auf den Herzog

Bogislav von Pommern geworfen. Der dänische Reichsrath, der anfänglich diesen Entschluß eben nicht gemißbilligt hatte, war jetzt nicht mehr dafür gestimmt; denn als Erich von Schweden zurückgekommen war, und auf dem Reichstage zu Vordingborg seinen Vorsatz zu erkennen gab, da erfuhr er einen eben so unerwarteten als dreisten Abschlag auf seinen gemachten Antrag. Vergeblich berief er sich auf seine 40 Jahre durch verwandten Sorgen für das Wohl des Nordens; umsonst führte er Margarethens Beyspiel an. Der Reichsrath erwiederte auf dieses alles bloß: daß er die Grundgesetze des Reichs nicht ändern, und ein Wahl-Reich nicht erblich machen könne. Das einzige, was Erich erwirken konnte, bestand darin, daß Bogislav der Gehülfe seiner Regierung werden konnte, jedoch, ohne dadurch das mindeste Recht an die Krone zu erlangen. Dieser unverhofte Widerstand verdroß Erich; er verließ Dännemark heimlich. Seine Abreise erweckte Kummer, da der Zustand der Dinge in Schweden in Dännemark bekannt, und man einsah, daß die Vereinigung gebrochen war, sobald man eine neue Königswahl während der obwaltenden Gährung vornehmen müßte. Einige dänische Reichsräthe eilten dem Könige nach. Er stellte sich, als ob er nicht zurückkehren wollte; indessen that er es doch, und das gewiß recht gerne, nachdem er zuvor mit ein paar deutschen Fürsten ein Bündniß gemacht, und einige Truppen geworben hatte. Damit seine Rückkunft nicht zu viel Freude bringen möchte, machte er es zu seiner ersten Handlung, die wichtigsten Plätze des dänischen Reichs seinen neu erworbenen ausländischen Freunden zu übergeben.

Die Flamme, die mit so vieler Mühe in Schweden gedämpft war, brach während dieser Zeit durch die schnöde, rücksichtlose Weise, womit der König alle seine erneuerten Versprechungen gebrochen, und wozu er die Verwüstungen an den

Küsten auf seinem Heimzuge gefügt hatte, wieder aus. Ganze Volksschaaren kamen zu Engelbrecht, mit der Klage, daß ihre Wohnungen abgebrannt, ihr Eigenthum geraubt, ihre Weiber und Kinder von des Königs Gesindel, wie von ihm selbst mißhandelt wären. Die von den Schweden unter sich beschworne Verbindung foderte alles, was waffenfähig war, zur Rettung des Vaterlandes auf. Das Aufgebot ward durch ein Gerücht: „der König würde im nächsten Sommer nach Stockholm kommen, und die Stände zwingen, Bogislav zu huldigen," angefacht, besonders da der Befehlshaber in Stockholm dem Herzoge den Huldigungseid leisten mußte. Unter solchen Umständen versammelten sich die Reichsstände zu Anfange des Jahrs 1436 in Arboga. Die Beschwerden, die sie von dort aus an den König gelangen ließen, enthielten: „daß er von neuem die Schlösser Ausländern anvertrauet, und dem Truchseß wie dem Marschall untersagt, den innern Unordnungen abzuhelfen, da er ihnen keine Autorität bey der Führung ihrer Aemter eingeräumt habe." Dabey drohten die Stände, dem Könige Treue und Gehorsam aufzusagen, wenn er nicht innerhalb einer bestimmten Zeit seinen Verbindlichkeiten nachleben und sie erfüllen würde. Die Nachricht von Erichs Vorschlage in Vordenborg vermehrte die Besorgnisse der Stände, da sie dadurch ihr Mißtrauen in Ueberzeugung verwandelt sahen. Die Bürger Stockholms fürchteten die Erneuerung der unter Albrecht erlebten Auftritte. Sie wandten sich an Engelbrecht, und er, begleitet von einigen der Angesehensten des Reichs und einem auserwählten Truppencorps, eilte der Hauptstadt zu, um sich von der ungestörten Sicherheit ihrer Einwohner zu versichern, oder Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Vergebens suchte der Befehlshaber, diesen unvermutheten und nach seinem Dafürhalten zu zahlreichen Gästen den Eintritt zu ver-

weigern, die Thore zu verrammeln, und durch ein unausgesetztes Feuer ihre Annäherung abzuhalten. Ein Haufen Bürger stürmt auf die Dänen los, und überwältigt die Wachen. Das angekommene Heer nimmt die Stadt ein, die Besatzung rettet sich ins Schloß. Dieser Auftritt wird der Vorwand zum Ausbruch eines offenbaren Krieges. Die Schweden behaupten, daß ihre Ankunft friedlich gewesen, und werfen dem dänischen Befehlshaber vor, daß er ihnen den Eintritt in ihre eigene Hauptstadt verweigert habe. Er beantwortet diese Beschuldigung durch einen beleidigenden, groben Fehdebrief.

Es war leicht vorauszusehen, welche Folgen diese Vorfälle nach sich ziehen mußten. Karl Knutson war zu schlau und zu ehrsüchtig, um nicht Vortheil aus diesen Ereignissen zu ziehen. Das Wichtigste für ihn bestand in der Ausschließung Engelbrechts von der Regierung des Landes. Zu dem Ende ward vorgeschlagen, daß ein Reichsvorsteher, der die Regierung und den Befehl über die Truppen führte, ernannt würde. Ein Ausschuß von 30 Personen sollte diese Wahl vornehmen, zu welchem bloß Bischöfe und Adliche zu ernennen wären, und wobey der Erzbischof den Vorsitz haben sollte. Um das Zutrauen des Volks nicht ganz zu verlieren, ward Engelbrecht und Erich Puke neben Karl Knutson auf den Vorschlag zu diesem wichtigen Amte gebracht, und damit jeder Streit über diese Wahl vermieden bliebe, festgesetzt, daß die Wählenden ihre Stimmen insgeheim dem Erzbischofe, der für Karl war, mittheilen sollten. Daß die Wahl, auf diese Weise vorgenommen, nach dem Wunsche der aristokratischen Partey ausfallen mußte, ließ sich im voraus berechnen. Karl Knutson hatte 25, Engelbrecht 3, und Puke 2 Stimmen.

Aber das Volk war unzufrieden mit diesem Ausschlage, an welchem es keinen Antheil genommen hatte. Die Armee, die

Engelbrecht anbetete, wollte durchaus keinem andern Anführer, als ihm, gehorchen, und Engelbrecht, dem es wohl zu verzeihen steht, daß er sein Recht zu einem verweigerten Vorzuge für einen Augenblick selbst anerkannte, ohne daß er dieserhalb aufhörte, groß zu seyn, er selbst verhehlte es nicht, daß er die Triebfedern entdeckt, weßhalb man die Regierung nicht seinen Händen anvertrauen wollte. Von jetzt an verwandelte sich Karl Knutsons Mißgunst in den unversöhnlichsten Haß, und er schien keinen eifrigern Wunsch zu haben, als seinen Nebenbuhler aus dem Wege geräumt zu wissen. Der Reichsrath, der wohl wußte, wie wenig dieser Held zu entbehren stand, traf eine Uebereinkunft, nach welcher Engelbrecht den Befehl über die Armee behalten, mit ihr die ausländischen Vögte vertreiben, und die von ihnen innehabende Burgen zerstören sollte; wogegen Karl Knutson und Puke die Belagerung von Stockholm fortsetzen, und die Eroberung des Schlosses zu bewerkstelligen hätten, bevor Unterstützung von Dännemark anlangen konnte. Aber die tapfere Gegenwehr der Belagerten vereitelte jeden Versuch, so wie sie wieder vergeblich die Schweden zu vertreiben, und ihre Hauptstadt vom Schlosse aus in Brand zu stecken suchten. Endlich schlug Kröplin vor, daß er noch einmal zum Könige nach Kopenhagen gehen wollte, und der Reichsrath, der schon anfing, Karl Knutsons Ehrgierde wegen besorgt zu werden, erklärte, daß er zu einer Versöhnung nicht abgeneigt wäre, insofern man nur Erich dahin bringen könnte, die Verpflichtungen zu erfüllen, die er schon so oft eingegangen wär.

Engelbrecht hatte seine Eroberungen bereits angefangen, und die strenge Jahrszeit hinderte ihn nicht, sie fortzusetzen. Die Schnelligkeit, womit er seine Vornehmungen ausführte,

beweisen seine Talente als Heerführer. *) Er eröffnet den Feldzug mit der Belagerung von Nyköping, eilt nach Stockholm auf die Nachricht, daß die Schweden geschlagen wären, um Karl Knutson zu unterstützen. Bald ist er wieder vor Nyköping, läßt die Belagerung fortsetzen, ruft die Ostgothen nach Söderköpinge zusammen, giebt ihnen einen Anführer, der mit ihnen Stockholm erobert. Eine andere Armee errichtet er in Småland, mit der er die Dänen aus dieser Provinz vertreibt, und Kalmar einnimmt. Nun fällt er in Blekinge ein, giebt dieser Provinz einen schwedischen Landshauptmann, rückt durch das nördliche Schonen in Halland, schlägt auf seinem Wege die Schonen, und erobert Laholm. Gleich darauf öffnet Halmstadt seine Thore. Warberg wird belagert, während die Hauptarmee nach Westgothland dringt, um Elfsborg und Axewall, die noch von den Dänen besetzt waren, einzunehmen. Aber der Held hatte bey diesem rastlosen und übermäßigen Abmühen zu viel auf seine Körperkräfte gerechnet, sich zu sehr selbst vergessen über die beseelende Vorstellung, er kämpfe für das Vaterland. Eine schwere Krankheit überfiel ihn bey der Belagerung von Axewall, er mußte sich nach Oerebro bringen lassen. Hier fand er ein Schreiben des Reichsraths, der ihn nach Stockholm einlud. Ehe er Oerebro verließ, ward ein Zwist zwischen ihm und dem Reichsrath Bengt Stenson, der in der Nähe auf Göksholm wohnte, beygelegt. Die Aussöhnung ging unter all den Feyerlichkeiten vor sich, welche derzeit in Gebrauch waren, und Bürgen von beyden Seiten versprachen, daß keiner dem andern ferner Schaden zufügen sollte.

---

*) Der Reichstag in Arboga ward den 20sten Januar 1436 eröffnet; erst nach dem Reichstagsschluß geschah der Angriff auf Stockholm, und schon am 4ten May des nehmlichen Jahres wurde Engelbrecht ermordet.

Der Sohn des Reichsraths, Måns Bengtson, ward in den Vergleich mit einbegriffen, und erhielt noch besonders einen Schutzbrief für sich von Engelbrecht, dessen Name selbst von den feindlichen Streifparteyen geachtet wurde. Während Bengt Stenson Engelbrechts Gast in Oerebro war, rieth er ihm, seiner noch schwachen Gesundheit wegen, über die Land-Seen nach Stockholm zu Wasser zu fahren, wo er dann bey ihm auf Göksholm übernachten könne. Engelbrecht fand den Rath gut, und folgte ihm. In Gesellschaft seiner Frau, begleitet von ein paar Dienern, bestieg er ein Boot, und landete am Abend bey einer kleinen Insel, auf der er die Nacht zubringen wollte. Kaum war er dort, als Måns Bengtson nachkam. Engelbrecht, vermuthend, er wolle ihn nach dem nahen Göksholm einladen, zeigte seinem Feinde die Stelle, wo er am besten mit seinem Fahrzeuge anlegen könne. Sobald Måns Bengtson ausgestiegen, fuhr er auf Engelbrecht zu, ihn fragend: „warum er nicht in Frieden im Reiche leben dürfe?" wobey er zugleich mit einer Axt nach Engelbrecht hieb. Der Held, krank und schwach, suchte den Streich mit seiner Krücke abzuwehren, verlor aber dabey drey Finger, worauf Måns Bengtson den Todtschlag vollführte, und hierauf von dem blutigen Eylande nach Göksholm, Engelbrechts Wittwe und Diener als Gefangene abführte. So fiel Engelbrecht Engelbrechtson durch die Hand eines verrätherischen Buben, während dem Laufe seiner Siege. Er selbst hatte sich die glanzvolle Bahn geöffnet, auf der er im raschen Gange fortschritt. Er hatte das schwedische Volk seine gewaltigen Kräfte kennen gelehrt, er allein trat hervor, um eine gedrückte Nation gegen einen Schwarm von Tyrannen zu vertheidigen; Engelbrecht war es, der das große Werk begann, das erst nach

langen, schaudervollen Auftritten durch Gustav Wasa vollbracht wurde.

Bey einem so außerordentlichen, merkwürdigen Manne, drängt sich die Frage auf: ob Engelbrecht auch immer und allein seine Pflichten als Mitbürger erfüllt, ob nie Selbstsucht die Triebfedern seiner Handlungen gewesen, ob er auch wirklich das Wohl seines Vaterlandes gesucht, oder unter dieser schönen Larve bloß selbst habe emporklimmen wollen? Die parteylose Beantwortung dieser Fragen kann uns allein Gewißheit geben, ob er wirkliche Größe besaß, und uns zugleich den Unterschied zwischen dem Dämagogen und dem Vertheidiger einer gesetzlichen Freyheit zeigen. Nach dem Ruhm oder Tadel, der ungewöhnliche Menschen gewöhnlich trifft, läßt sich kein gerechtes Urtheil fällen. Die kühlen, leidenschaftlosen Geschichtforscher sind es, die uns dabey leiten müssen. Wird er nicht durch ihr Zeugniß gerechtfertigt, dann überlasse man sein Andenken der ganzen Verachtung, womit die Nachwelt jeden Usurpator brandmarkt, wenn gleich sein feiges Zeitalter schweigend und staunend vor ihm gekniet, und er auch den Lorbeerwald geleert hätte.

Engelbrecht war Bürger eines Reichs, das durch Wahl sich einem fremden König unter den beyden großen Bedingnissen, worauf aller gesellschaftliche Verein sich gründet: „Sicherheit und Gerechtigkeit,“ unterworfen hatte. Dieser Endzweck war gänzlich verfehlt, und die Anrechte des Menschen, wie die Gerechtsame des Bürgers, wurden gleich wenig anerkannt. Kein Richter wagte es, den Wehrlosen zu schützen, er ward durch die Gewalt der Regierung verhindert, sein richterliches Ansehen zu gebrauchen, und die Rechte der Gesammtheit, wie die des Privatmanns, hingen von den Launen frevelhafter Beamten ab. Vergebens erwartete der Unglückliche von einer weit entfernten

Regierung Beystand gegen die Tyranney, die in seinem Wohnorte hauste; ungehört oder weggewiesen vom Throne kam er in seine Heimath zurück, seinen Peinigern einen neuen Triumph bereitend, und sich über seine eiteln Hofnungen verhöhnen, oder für den Uebermuth, sich auch als Mensch beachtet wissen wollen, in Fesseln legen zu sehen. Hierzu kam, daß alle Nahrungszweige stockten, der Handel gestört, alle Baarschaften aus dem Lande geführt, eine gehaltlose Münze durch Machtsprüche in Umlauf gesetzt war; man füge ferner die übermäßig schweren Abgaben dazu, die Strenge, womit sie eingetrieben wurden, nebst den unzähligen Privat-Ungerechtigkeiten, die überall verübt werden, wo Verbrechen, gegen das Gemeinde-Wesen begangen, ungestraft bleiben. Solch ein Zustand herrschte über Schweden, als Engelbrecht für sein unglücklich mißhandeltes Vaterland auftrat. Er that alles, was er konnte, ehe er den verzweifelten Ausweg wählte, seinen Mitbürgern durch Gewalt Gerechtigkeit zu verschaffen. Wir haben gesehen, wie bereit er war, die Waffen niederzulegen, sobald Hofnung da war, jenen Zweck ohne Blutvergießen zu erreichen; kann man ihn des Eigennutzes beschuldigen, da er von allen eroberten Landshauptmannschaften keine, als die verpfändete, mit seinem eigenen Gelde eingelößte, Oerebro, für sich behielt? *) Ward er vom Ehrstolz beherrscht, er, der vom

*) Das Schloß und die Landshauptmannschaft Oerebro war von Erich an Mäns Kettelberg für 1000 Mark Silber, derzeit eine ungemein große Summe, verpfändet. Engelbrecht bezahlte das Kapital mit den Zinsen zurück, nahm das Schloß auch nicht ehe in Besitz, bis er den letzten Termin abgetragen hatte, und ließ nun den reichen dänischen Herrn mit seinem Gelde an die Grenze seines Vaterlandes durch die Armeeen begleiten. Dieses geschah im Jahre 1434, das ist — 376 Jahre her.

Volke angebetet, an der Spitze von Hunderttausenden nur eines Worts bedurfte, um seine Nebenbuhler zu zermalmen, bloß einen leisen Wunsch nach dem Throne zu äußern, um darauf gehoben zu werden? Hätte er nach Ehrenstellen gestrebt, er würde sich öfter gezeigt haben, als nur dann, wann die Rettung des Vaterlandes seine Gegenwart erheischte; hätte er sich eine Partey machen wollen, er würde die eroberten Schlösser nur solchen Personen anvertrauet haben, die ihm persönlich ergeben, ihn allein für ihren Beherrscher anerkannt hätten. Ohne Zweifel besaß Engelbrecht Schwächen, die selbst dem glanzvollsten Erdensohne ankleben, und sicher zollte er seinen Antheil der Menschlichkeit, wie seinem Zeitalter; aber, immer wird er eine ausgezeichnete Stelle unter Schwedens großen Männern einnehmen, und in den Annalen Europa's des 15ten Jahrhunderts möchte schwerlich jemand aufzufinden seyn, der Engelbrechten gleich an Macht, ihm auch an Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit gleich zu achten stünde.

(Die Fortsetzung folgt.)

(J. L. v. Heß.)

Ueber Wahrheit und Freymüthigkeit.

Pilatus hat vermuthlich ein spöttisches Gesicht gemacht bey der Frage an Christus: Was ist Wahrheit? Denn wenn gleich die in damaliger Zeit durch so viele geistliche und weltliche Sitten getheilten Juden sich ernstlich unter einander darüber zankten, was Wahrheit sey, so konnte er, der Gewalt über sie hatte, über diesen ihren Streit lachen, indem er als ein gebildeter Römer sicher wußte, daß Wahrheit in der Uebereinstimmung des von einer Sache Gesagten, mit ihrem Wesen bestehe, daß die sich aussprechende Vollkommenheit der Sache jedem die Wahrheit derselben, daß mithin Wahrheit durchaus objectiv, die Lüge aber stets subjectiv, sey.

Daher ist es unrecht, wenn man die Wahrheit für etwas problematisches erklärt, dem man nicht recht, wenigstens nicht leicht, auf die Spur kommen könne? Und kommt diese Aeußerung nicht von der Neigung oder Gewohnheit zur und an der Wahrheit her, oder von einer unbilligen Besorgniß übler Folgen der Freymüthigkeit, die die silberne Schaale des goldnen Kerns der Wahrheit genannt zu werden verdient?

Sophisten haben versucht, einen Mittelbegriff zwischen Wahr und Unwahr einzuführen, durch den Unterschied, daß es politische, dogmatische, diplomatische, physische Wahrheiten

gebe, die sich nicht füglich aus einem Fach ins andre übertragen ließen. Diese Unterscheidung bringt aber die Wahrheit um ihre Einheit, und scheint ihr gewisse Anbequemungen an Zeit und Umstände zu erlauben, welche Begriffsspaltungen der Wahrheit äußerst nachtheilig sind, indem hauptsächlich daraus die Uebel entspringen, die durch die angebliche Verschiedenheit der Moral und Politik sich eingeschlichen haben. Die Wahrheit ist und muß überall dieselbe bleiben, auch wenn man sie in Wahrheit, die man glaubt, und in Wahrheit, die man weiß, und so zu sagen, in personelle und reelle Wahrheit, unterscheiden wollte.

Wahrheit gränzt an Rechtlichkeit, so wie diese an Heiligkeit, die in der höchsten Seelenreinheit besteht. Wollte man die Vortheile der Wahrheit gegen die Vortheile der Lüge abwägen, so würde sich sehr bald das Uebergewicht der erstern ergeben. Nur muß man nicht bey der ersten Instanz stehen bleiben, wo die Lüge zuweilen gewinnt. Von der Schönheit behauptet man, sie verliere durch die Zergliederung ihrer sinnlichern Bestandtheile und durch das Auflösen ins Kleine; ganz anders ist es mit der Wahrheit; diese gewinnt bey der Analyse, die, je schärfer sie getrieben wird, immer mehr von den Unreinigkeiten der Zweydeutigkeit und der Lüge absondert. Schönheit ist vergoldetes Metall, Wahrheit ist eine Goldstufe; man lege beyde in einen Tiegel, und nach der Feuerprobe wird sich ihr Unterschied noch merklicher zeigen.

Die genaue Zergliederung des Begriffs der Wahrheit zeigt deutlich ihre Aehnlichkeit mit dem Recht, und ihre Unzertrennlichkeit von demselben, so, daß man sagen möchte: Wahrheit und Recht sind Eins, oder können nicht ohne einander bestehen; und wie Gott, nachdem er den Mann Adam geschaffen hatte, sprach: „es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sey, ich will

ihm eine Gehülfin schaffen, die um ihn sey“, so scheint auch bey den Tugenden eine solche Paarung nützlich und nöthig, damit eine die andere unterstütze und warne vor den Gefahren, in die ihre Gefährtin gerathen könnte, wenn sie sich allein überlassen bliebe, und ihrem Triebe sich vielleicht zu stark hingeben wollte. Die Laster paaren sich auch, und durch solches Zusammenwirken vermögen sie mehr, als die Kraft einer alleinstehenden Tugend, zumal sich an letztere oft Fehler und Schwachheiten unter der Maske einer Tugend anschließen, und ihre Stärke zu mindern versuchen. Der bekannte Bischof Berkeley dichtet in seinem Gaudenzio von Lucca: die Thierseelen geizten nach den Wohnungen in menschlichen Körpern, und suchten sich in dieselben einzuschleichen, welches ihnen auch gelänge, sobald der Mensch die Fackel der Vernunft fallen lasse. Die Lügen machen es wie jene Thiere, sie suchen sich in die Stelle der Warhrheit einzuschleichen, und haben sie nur Eine Wahrheit verdrängt, so wird es ihnen gleich leichter, auch die zweyte zu beseitigen, und endlich die ganze Seele einzunehmen, den ganzen Menschen zum Lügner zu machen.

Wollten die Menschen untersuchen, aber ohne Vorurtheil, wie viel leichter es sey, in Wahrheit zu bestehen, als mit der Lüge durchzukommen, sie müßten zuletzt g a n z w a h r werden. Das alte Sprichwort: ein Lügner muß ein gutes Gedächtniß haben, weiset schon auf die Richtigkeit des Vorgesagten, und ich berufe mich auf das Zeugniß der Wahrheit- und Lügen-Freunde, fest überzeugt, daß, wenn letztere nicht aufs neue lügen, sie mir recht geben werden.

In der Lüge stecken nur Palliativmittel; denn da nichts so fein gesponnen werden kann, daß es nicht an die Sonne kommen sollte, so kommt auch die feinste Lüge immer an den Sonnenschein der Wahrheit. Die verschmitztesten Verbrecher finden

doch einmal einen scharfsichtigen Inquirenten, der aus den verworrenen Fäden ihrer Antworten das Netz webt, in dem sie sich selbst fangen, oder sie reizen den Unwillen des lange vergeblich Untersuchenden zum endlichen Zerhauen des Knotens, mehrentheils auf Kosten dessen, der ihn auf- und verwickelt hatte.

Hat es mit der Rechenschaft für jedes unnütze Wort seine Richtigkeit, welch eine schwere Verantwortung übernehmen dann die Lügner, bey denen im Grunde jedes Wort ein unnützes ist, indem es vom offnen Naturwege der Wahrheit abführt, oder doch abzuführen sucht.

Das Gediegene und Einfache der Wahrheit giebt ihr die Stärke, vermittelst welcher sie überall aushält, dagegen sind Lügen zerbrechliche Künsteleyen, deren Getriebe die Hand ihres Zusammensetzers in der Nähe behalten müssen, um nicht Schaden zu leiden, oder gar stillstehen zu bleiben. Die Wahrheit bedarf keines Gewandes, und wirft sie ein solches um, so ist es ein klares, nasses, das nichts vom Gliederbau verhehlt; dagegen greift die Unwahrheit, aus Besorgniß, ihren fehlerhaften Wuchs zu verrathen, zu allen möglichen Ueberkleidungen, und hält die buntesten für die tauglichsten zur nothwendigen Verheimlichung.

Unaussprechlicher Gewinn würde es für die kleine und große Welt seyn, wenn es der Jugend zur andern Natur gemacht würde, immer wahr zu seyn. Möglich wäre dieses gewiß, wenn in den Schulen auf das Vermeiden jeder Unwahrheit genau gesehen, und von den Lehrern sorgfältig Bedacht darauf genommen würde, die Kinder jedesmal die übeln Folgen der Lüge empfinden zu lassen. Zum Einführen solcher allgemeinen Wahrhaftigkeit, das ist, zu dem innern Drang und Zwang, jedesmal die Wahrheit zu sagen, dürfte es sehr förderlich seyn,

wenn man den Kindern, so früh, als möglich, das Daseyn eines unvermeidlichen Mitwissers von allem ihrem Denken und Handeln, in dem Worte: Gott, beybrächte. Denn zum Lügen in Gegenwart eines solchen Wächters der Wahrheit gehört eine, den Kindern gar nicht gewöhnliche, und selbst den ältern Menschen anfänglich schwer werdende, Unverschämtheit oder Verworfenheit. Auf diese Art würde man in Fällen, wo kein sichtbarer Mitwisser vorhanden wäre, die Idee von der Allgegenwart Gottes treflich benutzen können. Das Mittel, die Wahrheitsliebe der Kinder durch Versuchungen zu prüfen, scheint mir dagegen mißlich; der größte Menschenkenner, Christus, hat die Bitte: führe uns nicht in Versuchung, in das Vaterunser aufgenommen, um die Schwierigkeit, Versuchungen zu widerstehen, recht einleuchtend zu machen. Gelegentlich mag der Lehrer die Zöglinge in Lagen setzen, die sie nöthigen, ihren Hang zur Wahrheit oder Unwahrheit ihm zu verrathen; nur muß er diese Prüfungen weder oft wiederholen, noch in die Schuldisciplin aufnehmen, theils weil sie den Kindern Anlaß zum Heucheln geben, theils sie nach der Entdeckung jenes mit ihnen getriebenen Spiels, in ernsten Fällen zum Nichtachten einer wirklichen Versuchung verleiten könnten. Die in dem Wahrseyn geübten und dazu gewöhnten Kinder würden bald auch den Eltern das Entwöhnen vom Unwahrseyn zur Nothwendigkeit machen. Auch sollte man die Schriftsteller dahin zu bringen suchen, jederzeit Wahrheit und Freymüthigkeit zu verbinden. Wozu die, als Beförderer der Cultur der Menschheit auftretenden Deutschen noch eine Verbindlichkeit dadurch haben, daß sie zu einer Nation gehören, der selbst die, gegen sie unbilligsten Nachbaren, nicht eine vorzügliche, schon angebohrne Redlichkeit absprechen, welche aber, wenn man das grüne Holz deutscher Schriftsteller unwahr befände, sehr leicht und

geschwinde auf dem dürren des übrigen Volks würde abgestritten werden. Da, wo die Censur in diese beyden Haupterfordernisse der Schriftstellerey Eingriffe thut, scheint Lüge im Rath der Gesetzgebung oder in der Staatsverwaltung vorzuherrschen, und je mehr Wahrscheinlichkeitsfarben dem Lügengemälde aufgetragen werden, desto schädlicher und geschmackverderbender wird dasselbe, besonders wegen des Verdachtes, den solches Schminken bey denen erregt, die entweder selbst die Unwahrheit entdekken, oder sie muthmaßen, und dann auch gegen das wirklich Wahre mißtrauisch werden. Die Geschichtschreibung müßte zu diesem Ende nur den klügsten und rechtschaffensten Menschen erlaubt, und diese verpflichtet werden, eine Chronik ihrer Erlebtheiten zu verzeichnen, und dieselbe im Staatsarchiv niederzulegen, aus dem sie zufolge eines Landesgesetzes nur erst nach Verlauf von 50 Jahren, um sie zu einer Geschichte zu verarbeiten, ausgeliefert werden müßten. Zu letzterem Geschäfte könnte man auch die, vom Chronikschreiben ganz ausgeschlossenen Dichter zulassen; denn obgleich der wahre Dichter zu romantisch ist, um ein Factum ganz unverändert zu gebrauchen, so würde doch eine seiner wesentlichsten Eigenschaften, der Blick zum Auffassen des Ganzen, ihm beym Schreiben der Geschichte ersprießliche Dienste thun.

Wie aber Wahrheit und Freymüthigkeit der Schriftstellerey überhaupt unentbehrlich ist, so sollte sich besonders die Kritik dieselbe zur Pflicht machen, da es ihr besonders obliegt, den Werth und Unwerth von wissenschaftlichen und Kunst-Producten möglichst genau zu bestimmen. Jede kunstrichterliche Unwahrheit oder Zurückhaltung scheint ein Verrath am Verstande zu seyn. Der leichtsinnige Unfug, der bey solchen Beurtheilungen getrieben wird, verleitet besonders junge Köpfe zu ähnlich leichtsinni-

gem Unfug im Schreiben, zur Verletzung der Achtung, welche Schriftsteller, besonders Kritiker, dem Publicum schuldig sind, wenn sie letzteres nicht selbst durch ihre Unverschämtheit, der Literaturverbreitung zum Schaden, mißtrauisch machen wollen. Was aber von öffentlich ausgesprochenen Kritiken gilt, verdient auch in solchen Fällen beherzigt und angewendet zu werden, wenn Freunde und Bekannte unsre Meynung über ihre Arbeiten verlangen. Durch Nachsicht in Privatfällen gewöhnt man sich unmerklich dazu, es mit seinem Urtheil nicht so genau zu nehmen. Je unbedeutender, je verzeihlicher aber eine Abweichung von Wahrheit und Freymüthigkeit aussieht, desto mehr sollte man billig auf seiner Hut seyn, um seine eigene Urtheilskraft und Rechtlichkeit nicht zur fühllosen Gleichgültigkeit abzustumpfen, und andre auch gleichgültig gegen unser Lob und unsern Tadel zu machen.

Was würde in allen Ständen für eine vortheilhafte Veränderung sich ereignen, wenn man weder in Schulen, noch auf Kanzeln, noch auf Gerichtsstühlen, oder in der Geschichte, etwas Unwahres vorbringen hörte! Das Unharmonische zwischen Lehren und Aussprüchen, und Handlungen, diese ärgste Art von Unwahrheit, die eigentlich wider besseres Wissen und Gewissen getrieben wird, müßte dann aufhören!

Unangenehme Folgen, die die Wahrheit zuweilen gehabt, haben eine der Wahrheit nachtheilige Furchtsamkeit erzeugt; sie sollten aber keinen abhalten, das Wahr denken sich zur Gewissenssache zu machen, indem dieses eine unerlaßliche Menschenpflicht bleibt; und wollte man denn ja beym Wahrheitsprechen eine Einschränkung zugeben, so wäre es höchstens die, die Wahrheit nur auszusprechen, wo es die Nothwendigkeit erfordert, wo man dazu aufgerufen wird.

Freymüthigkeit geht einen Schritt weiter, als die Wahr-

heit. Der Einfall, daß die Freymüthigkeit ein Stoßheber sey, der das klare Wasser der Wahrheit mit einem Ruck auf den wirft, der ihm nahe steht, könnte der Wahrheit nachtheilig werden, wenn man sich verleiten ließe, hart und freymüthig für sinnverwandte Ausdrücke zu halten, da doch jeder, der nur etwas Lebensgrammatik gelernt hat, finden wird, daß hart keinesweges ein nothwendiges Adjectiv zum Substantiv Freymüthigkeit sey.

Es giebt Menschen, die sehr wahr, aber nicht freymüthig sind, und freymüthige, die in Fällen, wo sie durch Unwahrheit ihren Zweck zu erreichen hoffen, keinesweges wahr sind. In solchen Fällen trägt Unverschämtheit die Larve der Wahrheit, die der Aufmerksame bald erkennen und ihr nöthigenfalls abnehmen wird. Wahr seyn sollte man immer; mit der Freymüthigkeit aber ist hauszuhalten; denn wer dieses unterläßt oder versäumt, kann verdrüßliche Folgen erleben, und bey Bereuung nicht gut angeschlagener Freymüthigkeit an der Wahrheit selbst irre werden. Der Immerfreymüthige kann leicht ein Wahrheitsverschwender werden.

Im Amt und Beruf muß furchtlose Freymüthigkeit herrschen, die unbeschränkte aber dürfte nur in das enger-begränzte Gebiet herzlicher Freundschaft gehören, weil sie da rücksichtslos das aussprechen kann, was die sanftere Wahrheit oft nur im Stillen zu denken sich erlaubt.

Die Franzosen sind der Meynung, es komme überall nur auf die manière, avec laquelle, an, mithin auch bey der Wahrheit darauf, wie sie gesagt werde: — ernsthaft, oder mit bescheidner Heiterkeit. Ernst ist nur anwendbar, wenn der, welcher die Wahrheit sagt, ein Recht oder eine Verpflichtung hat, sie zu sagen. — Heitere Bescheidenheit wäre vielleicht in allen Fällen das Beste, besonders brauchbar ist dieselbe

gewiß in denen, die ein persönliches Interesse auch unaufgefodert verbindet, sie andern in Warnungsform zu sagen.

Aus dem Verwandeln des Abstractums der Wahrheit in ein Concretum entspringt der Redeunterschied zwischen dem: die Wahrheit sagen, und dem: einem die Wahrheit sagen; bey welchem letztern immer eine Art von Berichtigung der Worte und Werke des andern, oft auch ein Verweis statt findet.

Auch zu dem: einem die Wahrheit sagen, sollten die Menschen mehr gezogen werden. Man würde alsdann, besonders im Dienstleben, unter Hohen und Niedern weniger in dem Wahn stehen, daß das Zurückhalten der Wahrheit zu den höflichen Schonungen gehöre, die leider leicht in ein fünf gerade seyn lassen ausarten. Liegt nicht in der Vernachläßigung und Unterlassung solches Wahrheitsagens die Hauptquelle der Schmeicheley, durch welche die Umgebungen der Fürsten diesen so gefährlich und höchst schädlich werden? Denn, sind die Großen in ihren Kinderjahren nicht von ihren Erziehern verwahrloset, so wird sie das von den Schmeichlern geflissentlich getriebene Umgehen der Wahrheit anfänglich anekeln, bis Gewöhnung sie dagegen gleichgültig macht, und sie darüber zu bedenken vergessen, daß der Zickzack der Laufgräben die Eroberung der Festung beschleunigt. Manchmal wird zwar dem Unwahrheitsager mit Verachtung gelohnt, aber es ist immer nur ein Glückszufall, wenn bey den Fürsten nicht ein Mißtrauen gegen die Menschen überhaupt erwächst. Möchte man es daher fester glauben, daß selbst im harten Wahrheitsagen und Reden, lange nicht das Beleidigende steckt, welches das Vorlügen an sich hat, zu dem sich der Lügner nicht entschließen würde, wenn er nicht glaubte, der andre habe nicht Verstand genug, ihn zu durchschauen. Im Gefühl des Schimpfs, der im Belügen

und Vorlügen angethan wird, sagt Montaigne, der 2 Capitel über das Lügen nachgelassen hat: „Der Hauptzug der Sitten- „verderbniß ist die Verbannung der Wahrheit. Oft hab' ich „darüber nachgedacht, warum wir uns so bitter beleidigt hal- „ten, wenn man uns das Laster der Lüge vorwirft, welches „uns doch gewöhnlicher ist, als irgend ein anderes, und daß „es die ärgste Beleidigung ausmacht, wenn man zu jemand „sagt: Du hast gelogen. Hierüber meyne ich nun, es sey „natürlich, sich am hitzigsten wegen solcher Fehler zu vertheidi- „gen, die uns am meisten ankleben. Es scheint, daß, wenn „man sich über eine Beschuldigung ereifert, und in Zorn ge- „räth, man solche gewissermaßen von sich ablehne; haben wir „das Gebrechen wirklich an uns, so verdammen wir es wenig- „stens dem Scheine nach. Wäre es auch vielleicht darum, weil „dieser Vorwurf zugleich Feigheit und Niederträchtigkeit des „Herzens in sich zu fassen scheint. Giebt es eine ausdrücklichere „Niederträchtigkeit, als sein eigenes Wort abzuleugnen, ja sein „eigenes Bewußtseyn? Es ist ein häßliches Laster, das Lügen, „und ein alter Schriftsteller stellt es in seiner ganzen Schänd- „lichkeit dar, wenn er sagt: es heiße, ein Zeugniß ablegen, „daß man Gott verachte, und zugleich die Menschen fürchte. „Es ist nicht möglich, mit treffendern Farben die Abscheulich- „keit und Verworfenheit dieses Lasters abzuschildern; denn kann „man sich etwas elenderes denken, als, in Hinsicht auf die „Menschen feige, verzagt, und in Hinsicht auf Gott keck und „kühn zu seyn? Da wir unter einander unsre Gedanken blos „durch Worte mittheilen, um darnach unsre Handlungen ein- „richten zu können, so wird derjenige an der menschlichen Ge- „sellschaft zum Verräther, der seine Rede verfälscht. Sie ist „das einzige Werkzeug, wodurch wir unser Verlangen und un- „sere Gedanken mittheilen. Sie ist der Dollmetscher unsrer

„Seele. Entgeht uns dieser, so ist weiter kein Zusammenhalt;
„wir kennen uns einander nicht mehr; betrügt uns die Rede,
„so ist aller Umgang gestört, alle geselligen Bande sind zerschnit-
„ten." —

Solon sagte zu Thespis, als er bey seiner Wiederkunft nach Athen das erste Schauspiel sah: „ich wundre mich, daß Du „Dich nicht schämst, vor einer so großen Versammlung zu lügen?" Und als dieser sein Gewerbe gegen ihn zu beschönigen suchte, erwiederte ihm Solon: „finden wir einmal an der Lüge zu un-„serer Belustigung Geschmack, so wird sie sich auch bald in unsre „ernstlichen Geschäfte eindrängen." —

Christus nahm das Gebot, die Wahrheit zu reden, und das Lügen abzulegen, unter die Hauptreligionspflichten auf, und nannte den Teufel, um die Summe seiner Schändlichkeit zu bezeichnen, einen Vater der Lügen, wie es denn leicht seyn würde, alle Sünden aus der Lüge her- oder zu ihr zurück zu leiten.

Wahrheit untersuche daher selbst die Tugenden; und wenn sie ihre Werke geprüft hat, gestatte sie nicht, daß eine Lüge unter falscher Bekleidung Zutritt gewinne, z. B. Mitleid dem wahren Recht Abbruch thue.

Zu solcher Prüfung ist sehr nöthig und behülflich das Gewissen, welches der Stein ist, auf dem die Liebe zur Wahrheit geschliffen werden kann, wenn das tägliche Leben sie stumpf oder schartig gemacht hat, oder zu machen anfängt. Da Herder mit Recht die Religion die innere Gewissenhaftigkeit nennt, und das Gewissen für jedes Menschen heiligstes Eigenthum erklärt, das er nicht veräußern soll, und das man ihm auch nicht nehmen darf oder kann: so sollte jeder ernstlich darauf bedacht seyn, wahr zu bleiben, um mit seinem Gewissen in Frieden zu leben, und mit Hülfe des Gewissens zur wahren

seligmachenden Religion zu gelangen, von welcher Erkenntniß auch die Ausübung selten ausbleibt. Zwar ist reine Wahrheit ein Ideal, das zu erreichen mancherley Lebensumstände und Ereignisse nicht gestatten; aber dasselbe aus dem Auge zu lassen, ist gewiß Veranlassung, das Auge an das Erkünstelte und Schiefe des Lügens, an ein Nichtachten auf richtige Zeichnung zu gewöhnen, mit der Zeit das natürliche Augenmaß zu verlieren, aus dessen Verlust unendlich nachtheilige Folgen für den Lebensbau entstehen werden und müssen, und nie das Höchste, wonach der Geist aller Edeldenkenden strebt, die ächte Freyheit, zu erreichen. Denn es ist und bleibt wahr, daß uns nichts wirklich frey machen könne, als die Wahrheit.

Königsberg, am 8ten August 1810. *)

Johann Georg Scheffner.

---

*) Vorgelesen in der königlichen deutschen Gesellschaft, an dem Tage, da der Verfasser sein fünf und siebenzigstes Jahr antrat. d. E.

Der Schwachmatikus und seine vier Brüder ꝛc.

Bruchstück eines Romans

von Wilhelm Tischbein.

— — — An einem schönen Morgen ritten wir in der Gegend von Frascati umher. Die Gesellschaft theilte sich in den Wegen, einige nahmen diese Richtung, andere jene; die Prinzessin, der Maler und ich blieben zusammen, und verfolgten unsern Weg.

Die Prinzessin sprach mit dem Maler über die Zeichnungen seiner Idylle, und über die Ideen, womit er die Wand seines Zimmers, statt einer Tapete, ausgeschmückt hatte. Der Maler sagte: ich zeichne vieles, was mir auffällt, schreibe ein paar Worte dazu, und mache mir so ein redendes Tagebuch, welches grade das Beste aus meinem Leben enthält.

Sie sind noch nicht dreyßig Jahre alt — (versetzte die Prinzessin) — ich rechne, daß Sie acht bis zehn Jahre auf diese

Weise gearbeitet haben, und wie groß ist Ihre Schöpfung! Man sollte glauben, es gehöre ein ganzes Menschenalter dazu, so etwas hervorzubringen; und ich hielte es für unmöglich, wenn ich nicht bestimmt wüßte, daß alle diese Ideen die Werke Ihres Geistes und Ihrer Kunst sind.

Wenn der Mensch mit beobachtendem Geiste die Natur wie das Leben betrachtet, (sagte der Maler) so ist die Einsamkeit sein Himmel, und die Beschäftigung seine Göttin. Zwey nie versiegende Quellen göttlicher Kraft bieten das Gemüth und der Verstand ihm dar, und was er siehet, empfindet und begreift, nimmt er in seine Schöpfung auf, formt und bildet es, und stellt es vor den beschauenden Sinn des Menschen; erleuchtet den Verstand, bessert und erfreuet zugleich das Gemüth, und ist selbst der Glücklichste, weil er das Schöne liebt, das Nützliche achtet, das Gute vermehrt, und Tausende in seine Kreise zieht.

Nun begreife ich erst, warum Sie sich in Ihrer Einsamkeit so glücklich fühlen, (sagte die Prinzessin).

Im Gespräch vertieft, waren wir nur langsam vorwärts gekommen. Unsere Esel benutzten das Vergessen ihrer Reuter, sie anzutreiben, und schlichen wie die Schnecken. Zwey Wege lagen vor uns, nach der Villa zu kommen, der eine führte über eine Höhe, der andere lief zwischen Weingärten und Hügeln hin. Die Prinzessin wollte über die Höhe reiten, um der schönen Aussicht willen. Wir trieben unsere Esel zum Traben an, und sie leisteten, was Esel vermögen. Als wir die Höhe erreicht hatten, und an der andern Seite herabritten, rief die Prinzessin: dort ist ein Mann von dem Wagen herabgefallen!

„Wo? wo?“ riefen der Maler und ich zugleich, sahen

umher und waren sprungfertig, dem Unglücklichen beyzustehen, aber es war nirgend ein Wagen zu sehen.

Dort sitzt ein Mann am Gemäuer, (sagte der Maler,) aber ich sehe keinen Wagen. Ich auch nicht, (sagte ich).

Die Prinzessin lächelte und versetzte: Aber ich sehe einen Wagen, und einen Mann darunter liegen; der von wildgewordenen Ochsen schnell fortgerissene Lastwagen fährt über den Mann dahin. —

Wir starrten die Prinzessin an, und wußten nicht, was sie wollte. Sie fuhr fort: Sehen Sie doch das Bild an, welches auf der Krücke des Mannes, an der Mauer hängt.

Wir sahen beyde hin, und wußten nicht, was es bedeuten sollte. Die Prinzessin erklärte es uns, und sagte:

Arme Leute, welche durch einen Unglücksfall in den Stand der Bettler versetzt werden, bedienen sich dieser stummen Sprache, um den Vorübergehenden ihren Zustand bekannt zu machen, und sie zur Milde zu bewegen. Niemand würde sich so lange aufhalten, um die Geschichte des armen Mannes zu hören; er redet durch ein Bild — und ein jeder versteht ihn.

Wir kamen jetzt näher zu dem Manne, der still und bewegungslos an dem Gemäuer einer Ruine, von Pinien und Cypressen beschattet, saß; er war reinlich gekleidet, und in einen Mantel gehüllt. Seine Arme waren von dem Mantel bedeckt, wie auch seine Beine, nur die mit Binden umwickelten Füße blieben unbedeckt, — aber nichts widriges und ekelhaftes — welches gewöhnliche Bettler zur Schau tragen — war hier zu sehen. Der Mann saß im bloßen Kopf, seinen Hut hielt er offen zwischen den Knieen. Seinem Ansehen nach war er von mittlerm Alter — ein ausdrucksvolles Männergesicht. — Sein Mund war fest geschlossen, als wollte er verschweigen, was in seines Herzens Innerm vorging; aber sein sprechendes Auge

verrieth uns, was er dachte und empfand. Neben ihm lag eine Krücke, die andere stand an die Mauer gelehnt, und trug das grob gemalte Bild, wo die flüchtigen Ochsen mit einem Lastwagen über einen niedergeworfenen Mann her fahren. Dieses redende Bild und die beredten Augen des Mannes — welche aber nicht auf uns, sondern seitwärts gerichtet waren — verkündigten uns zwiefach sein Schicksal. Wir legten still unsre Gabe in den offnen Hut, und ritten weiter.

Mir brach fast das Herz vor Wehmuth. Der Maler sah noch immer nach dem Mann, und die Prinzessin sprach von andern Dingen. Die übrige Gesellschaft fand sich zu uns, und wir eilten alle zu der Villa, uns durch ein Frühstück zu laben.

Der Maler war seiner Gewohnheit nach bald wieder aus unserm Kreise verschwunden, und die Damen schmälten auf seine Sonderbarkeit. Sie meynten, ein anderer an seiner Stelle würde das dargebotene Glück, in einer so glänzenden Versammlung zu leben, besser zu benutzen verstehen. Allein die Prinzessin vertheidigte ihn. Laßt ihn gewähren, sagte sie; der Geist braucht Freyheit. Die Fessel der Gesellschaft — und wäre sie von Seide, und weich und lieblich wie Rosenduft — bleibt immer eine Fessel. Sobald sie ihn drückt, muß er sie frey lösen können, und niemand darf ihn darum schelten. Soll das Seltne oder das Große sich wie das Gewöhnliche und Kleine bücken und drücken? Hat er uns gesucht, und braucht er uns? Wir zogen ihn in unsern Kreis, und freueten uns an seinen Werken; — darum laßt ihn schaffen und wirken, denn Ihr wisset nicht, daß der Geist da seyn muß, wo der Vater der Geister ist.

Diese Erklärung der Prinzessin befreyete den Maler auf immer von den Vorwürfen der Damen; er kam und ging,

wie es ihm gut deuchte, und jene gewöhnten sich an seine sonderbare Weise.

Eines Tages besuchte die Prinzessin den Maler in seiner Wohnung; ich begleitete sie. Das Erste, was uns in die Augen fiel, war eine glücklich ausgeführte Zeichnung von jenem Armen, der mit stummer Beredsamkeit milden Seelen sein Schicksal offenbarte. Die Prinzessin betrachtete es lange, und fragte endlich den Maler, ob er etwas dazu geschrieben habe? Er reichte ihr ein Blatt aus seiner Brieftasche, und sie las folgendes:

Da sitzest du Armer mit deinem Unglücke, zwiefach aufgestellt, in dir selbst und in deinem Bilde, und redest so, still aber kraftvoll, das Herz an: „Gott ist die Liebe, und der Spiegel seines Lichts ist ein schönes Gemüth. Der Kaltsinn, der Stolz und die Eitelkeit können geben; aber helfen und trösten kann nur das zarte Mitleiden. Die Milde lächelt mit Thränen; in ihrem Blick liegt eine Wunderkraft. Nur diese Milde kann mich retten und froh machen, und das Andenken an mein Schicksal auslöschen, wie einen bösen Traum."

So spricht dein still beredtes Auge, armer Mann. — Du bist eine Waise in der Natur, aber du klagst sie nicht an — was dir ein böses Geschick zufügte, erzählt uns ein kleines Bild — aber deine Gebrechen verhüllet verschämt dein Mantel. Du zeigst uns in dir eine gefällige Gestalt, einen stillen Sinn und jene Achtung für den Vorübergehenden, welche das Kennzeichen eines zarten Herzens ist. Du fühlst das Bitten deines hülflosen Standes; dieses zeigt dein verschloßner Mund, und mit Verschämtheit blickt dein Auge seitwärts, und scheint zu sagen: „wären diese Arme noch gesund und kraftvoll, und könnten diese Füße mich tragen — o ich säße nicht hier! Freudig wollte ich arbeiten, um mein Weib zu ernähren und die

Kleinen, aber ich vermag es nicht mehr. Darum eilet nicht so schnell vorüber, ihr Gesunden und Kraftvollen, gönnet mir einen Blick! Sehet auf diesem Bilde, welch ein Unfall mich traf; meine Kraft ist dahin, und das arme Leben kann nur die Milde erhalten.“

Die Prinzessin legte bewegt das Blatt auf den Tisch, ging wieder zu dem Bilde und sagte: Armer Mann, wie beredt spricht dein stiller Blick, und dieses kleine Bild, an deiner Krücke aufgehängt, zu meinem Herzen! Welchen Wink giebt mir der Künstler, und welchen Vorwurf fühle ich!

Halb nur habe ich gegeben. — Dieses Bild ist mein Schuldbrief. — — Armer, stillberedter Mann, vergib mir! — Hoffnungsvoll glaubtest du vielleicht an deine Rettung, als du mich sahest, und ich — warf dir eine kalte Gabe zu. — —

Die Prinzessin wurde unterbrochen durch die Gesellschaft, welche ihr gefolgt war. Alle betrachteten das Bild von dem armen Manne, und der Prinz las die Gedanken des Malers laut vor. — —

Die Neugierigen wallfahrteten nach der Ruine, den armen unglücklichen Mann zu sehen, die Mitleidigen wollten ihm helfen; die Klugen ließen sich von der Wahrheit seines Unfalls unterrichten, und der Maler hatte nach wenigen Tagen die Freude, seinen still beredten Armen mit seiner Familie in dem Besitz eines kleinen Häuschens, eines Esels, einer Kuh, einer Ziege, zweyer Schaafe, und der höchsten Zufriedenheit zu sehen.

Oft nahmen wir bey den Morgenpromenaden unsern Weg zu der Besitzung des frohen, armen Mannes, und von da zu der Wohnung des Malers, um seine Schöpfung zu sehen. Immer wollte die Gesellschaft etwas neues darunter gefunden haben, obgleich die Bilder längst an der Wand hingen; und

da man jeden Tag eine neue Bekannschaft machte, und sich nicht selten verwirrte, so nahm man sich vor, sie nach der Ordnung, in welcher sie aufgestellt waren, durchzugehen.

Das erste Bild, welches der Maler beschreiben sollte, stellte ein Zimmer vor, wo ein Mann lachend und gebückt am Bureau stand und schrieb; eine Frau saß an einem voll besetzten Tische, und blickte verdrießlich und mürrisch nach dem Manne, der eine gute Mahlzeit über einen lustigen Einfall zu vergessen schien.

Alle fragten, wen es bezeichne, und der Maler sagte: Dieses Bild ist durch eine Erzählung entstanden. Ich lernte in Neapel einen siebenzigjährigen Mann, einen gewissen Marquese de Mondo kennen, dessen Großvater ein vertrauter Freund des berühmten Cervantes gewesen war. Auch der sehr braven Frau des Cervantes war er werth, und sie klagte dem Freunde ihres Mannes oft ihre häuslichen Leiden.

Cervantes diente zu dieser Zeit in der Festung Gaeta, als Capitain; der Marquese de Mondo sah ihn täglich, und war oft Zeuge seines häuslichen Zwistes mit seiner Gattin; beyde waren vortrefliche Menschen, und beyde mißverstanden sich.

Die Frau beklagte sich oft bey dem Marquese über die Narrheit ihres Mannes — so nannte sie die Aeußerungen seines großen Geistes — und jener zeigte nicht weniger Unzufriedenheit über die launenvolle, mürrische und heftige Gemüthsart seiner Frau. Vergebens machte der Freund beyde auf die Vortreflichkeit des andern aufmerksam; lobte bey dem Manne den richtigen Verstand, das gute Herz und die häuslichen Tugenden der Frau, wie ihre unbescholtene Sitte. Cervantes versetzte: was hilft mir das alles! Wenn ich den göttlichsten Gedanken habe, so zankt sie. Sie zürnt, wenn ich lache, und wenn mein Auge und meine Seele weinen, so spöttelt sie, und weint nicht mit. Sie schmollt, wenn mich der Geist an das Schreibepult

treibt, und wenn ein herrlicher Einfall mir das Zwergfell erschüttert, so dringt ihr die Thräne des Verdrusses aus dem Auge. Sie macht mir mein Haus zur Hölle, und ihre Liebkosungen sind Vorwürfe, daß ich sie nicht liebe.

Lobte der Freund bey der Frau den Mann, und pries die Größe seines Geistes und sein edles, herrliches Gemüth, so antwortete sie: Ihr und die Welt habt gut reden, ihr genießt die Früchte dessen, was ihr Geist nennt; ich aber habe einen Narren zum Manne, der mir täglich und stündlich seine Unklugheit beweist. Rastlos arbeitet er Tag und Nacht, im Dienst wie in seinem Cabinette, und denkt nicht daran, daß ich da bin. Kommt die Nacht, welche alle Menschen nach einem arbeitsvollen Tage zum Schlaf und zur Ruhe einladet, so springt er plötzlich von seinem Lager auf, lacht laut und schreibt; oft fließen ihm auch Thränen auf das Papier. Komme ich zu ihm und habe die ernsthaftesten Sachen mit ihm zu bereden, so hört er nur halb, was ich sage, und giebt er ja acht darauf, so fällt ihm in meinen verständigen Reden nicht selten ein Wort auf — schnell verläßt er mich, geht an sein Pult und schreibt mit lautem Lachen einen Einfall auf, welchen ich Unglückskind durch ein unschuldiges Wort hervorgelockt habe. — Ist er draußen beym Manoeuvre der Truppen, so sorge ich, daß er alles lachend bequem und wohl zu Hause antreffe. Ich habe ihm ein Bad bereitet, ich habe für leichte und reine Hauskleidung gesorgt, ich habe seinen Wein in Eis abgekühlt und seine Lieblingsspeisen bereiten lassen, ich gehe ihm entgegen, wische ihm den Schweiß ab, sorge für eine schnelle Bedienung und führe ihn liebkosend zu Tische. Er setzt sich, ich lege ihm vor, er fängt an zu essen — und wenn ich nun glaube, in seiner Zufriedenheit meinen Lohn zu finden, so springt er lachend auf, geht an das Pult, und schreibt stehend und lachend seine Narrheiten nieder;

denkt weder an seine Frau noch an Essen und Trinken. Ich sitze dann allein da, möchte für Verdruß sterben und rufe: „Verwünscht sind Feder, Dinte und Papier!“

Diese Tischscene habe ich zu meiner Darstellung gewählt. —

Der häusliche Zwist des Cervantes wurde indessen je länger je ärger. Die Frau klagte endlich dem Beichtvater ihr Leid, daß sie einen Narren zum Manne habe; dieser versuchte alles, sie von ihrem Mißmuth zu heilen, und ein besseres Verständniß zwischen beyden einzuführen, aber alles war vergebens. — —

Es ist nichts seltnes, (sagte die Prinzessin) daß zwey vortrefliche Menschen — aber verschieden an Sinnesart — nicht zu einander stimmen; und ist dieses der Fall bey Mann und Frau, so ist letztere am meisten zu beklagen. Dieses Bild sollte demnach ein Spiegel für jede Frau seyn, welche in einem gleichen Verhältnisse mit der Frau des Cervantes lebt, und sie zu einer ruhigen Duldung und liebevollen Nachsicht stimmen; denn in der weiblichen Brust ruhet die kostbare Perle des häuslichen Glücks. Der Unmuth zerstört dieses Kleinod, nur die Liebe kann es bewahren.

Den großen Cervantes entschädigte sein Geist und der Beyfall der Welt für sein Hauskreuz; aber was blieb der Frau, welche mit ihrem Unmuth allein saß und vergessen wurde?

Cervantes hätte besser gethan, nie zu heyrathen, (sagte der Prinz) laß ihn Freunde haben, aber keine Frau. Ein großer Geist kann nimmer ein guter Ehemann seyn. Die kleinen häuslichen Sorgen, in welchen eine Hausfrau ihre Welt findet, scheinen einem solchen Verstande Kinderspiele zu seyn, und unmöglich können der stille Hausfrieden und die waltende Größe eines Geistes, der in der Unermeßlichkeit umher schweift, sich verstehen.

Ein Mann, wie Cervantes, erregt meine Bewunderung,

fordert und erhält meine Verehrung, und Tausende finden in den göttlichen Gedanken seines Geistes Licht und Wahrheit, Belehrung und Freude. Er ist ein Prometheus, der das Feuer vom Himmel holte, und in nie verbleichendem Glanz steht die Schöpfung seines Geistes da.

Ein vortreflicher Hausvater hingegen, der Wohlstand und Vergnügen in dem engeren Kreis seines Wirkens zieht, lehrt uns die schönere Bedeutung des gewöhnlichen Lebens kennen; wir ruhen gerne bey seinem friedlichen Bilde aus, wenn wir jenem kühnen Geiste bis zu den Sternen gefolgt sind, und von unsrer langen Reise ermüdet die Ruhe suchen. Bey einem solchen Manne hätte die Frau des Cervantes ihren Himmel gefunden.

Wenn ich nicht irre, (sagte die Prinzessin), so hat uns der Maler in diesem Seitenstück das Bild des guten Hausvaters aufgestellt, bey dem wir ausruhen können, wenn wir von einem hohen Aufflug ermüdet wiederkehren. Es zeigt das Innere einer ländlichen Wohnung. Eine alte und schwarz gekleidete Frau sitzt einer Parze gleich da und spinnt. Nicht weit von ihr nisten zwey Rauchschwalben oben am Gebälke; das Weibchen brütet, und das Männchen sitzt nicht weit von ihr. An einem Tische nahe an der Thür steht ein junger Mann, sieht in die Höhe und scheint zu rufen. Unter dem Arme hat er zwey Brote und eine Flasche in der Hand; neben ihm steht ein Fäßchen.

Ich bitte, sagen Sie uns die Bedeutung.

Sie kennen die Bedeutung des Bildes schon, (sagte der Maler). Es ist die Darstellung des häuslichen Friedens, und das Bild einer ehrwürdigen alten Frau, welche den Sohn durch ihr Beyspiel zu einen vortreflichen Hausvater gebildet hat; es ist treu nach der Natur gezeichnet, und es entstand auf folgende Art:

Ich war noch ein junger Mensch und lebte in einer deut-

schen Stadt, unter der Aufsicht eines verständigen gerechten Mannes, an den ich noch immer mit Verehrung denke. Dieser Mann war ein großer Freund der Ordnung, denn nur durch sie, sagte er immer — bestehe die Welt. Mein Unterricht war sein Beyspiel, und in seinen Unterredungen schöpfte ich meine Wissenschaft. Ich hatte jene Fehler, welche der Jugend eigen sind — daß ich auf nichts einen Werth legte, außer was meine Kunst betraf — Sparsamkeit bey meinen Ausgaben, Ordnung in meinen Sachen kannte ich nicht. Mein Pflegevater erzählte mir oft von einem Oekonom, — welchen er seinen Freund nannte — ihn als Muster eines guten Hausvaters aufstellte, und ihm alle Tugenden beylegte, welche mir fehlten.

Schon der Name Oekonom war mir zuwider, und stellte mir einen geizigen, habbegierigen Menschen vor, der eine Plage seiner Familie und ein Tyrann seiner Untergebenen war, der jene schalt, diese mit der Geißel antrieb, und nur darauf bedacht war, seine Geldkasten zu füllen.

An einem schönen Morgen mußte ich mit aufs Land zu diesem Freunde. Als wir ankamen, fanden wir Arbeiter auf dem Dache des Hauses, welche schadhafte Stellen mit neuem Stroh ausbesserten. Wir gingen in das Haus, und sahen auf der großen geräumigen Diele eine alte Frau sitzen, welche spann. Wir fragten nach dem Hausherrn; er wäre nach der Stadt, hieß es. Die alte Frau ließ sich durch unsre Ankunft nicht in ihrer Arbeit stören, spann immer fort und machte keine Mine, uns gastlich zu bewirthen. Dieß verstimmte mich schon, der Oekonom fiel mir ein, und indessen mein Begleiter mit der Alten sprach, ging ich mißmüthig in dem großen Raum umher, und bemerkte an dem Gebälke der Decke ein Rauchschwalbennest, auf welchem das Weibchen brütend saß, indessen das Männchen um sie herflatterte, sich dann auf einen hervorragen

den Nagel setzte und ihr vorsang. Dieses Bild der Häuslichkeit und des Friedens gefiel mir, und mein Verdruß minderte sich, je länger ich diesen Schwalben zusah. Endlich fühlte ich mich ganz froh gestimmt, und setzte mich, nach dem Beyspiel meines Begleiters, der alten Frau gegen über, um sie zu betrachten.

Ihre schwarze Kleidung, die weiße Schürze, das weiße Halstuch und der fest anliegende weiße Strich unter der schwarzen Mütze, gaben ihrem Gesichte — das schon etwas Ehrfurcht gebietendes hatte — eine gewisse Heiligkeit, welche mich mit frommer Scheu erfüllte. Sie spann immer fort, als wollte sie ein Werk für die Ewigkeit vollenden, und mein Begleiter wunderte sich auch ihres Fleißes. Sie sollte die Arbeit lassen, und sich ausruhen, meynte er. Die Frau versetzte:

Dazu habe ich im Grabe Zeit. Im Leben muß man wirken und schaffen. Lange schon habe ich mein Haus bestellt und den Tod erwartet; seit Jahren liegt mein Sterbekleid bereit, und wenn ich die Augen schließe, so darf meine Schnur mich nur ankleiden und in den Sarg legen lassen. Aber der Tod will immer nicht kommen.

An den Tod wollen wir nicht denken, (sagte mein Begleiter); Sie können noch lange leben.

Ach nein, (versetzte die Frau)! so wünsche ichs nicht. Das Leben ist für die Jugend. Diese muß sich freuen und vorwärts steuern, und die Kinder zum Geschäft anführen; aber dem Alter gebührt die lange Ruhe. Als ich meine Kinder wohl gerathen sahe, die Töchter verheirathet hatte, meinem Sohne die väterlichen Güter übergab, und es noch erlebte, wie er alles so wohl einrichtete und betrieb, und vieles verbesserte, was sein seliger Vater vor seinem frühen Tode hatte kaum anfangen, und ich nicht ganz enden können —

o da war ich Lebens und Freude satt, da war mein Beruf in der Welt aus, und ich wäre gern hingegangen, wo mein guter Mann schon lange auf mich wartet.

Aber Sie sind begütert und wohlhabend, (sagte jener); Sie besitzen alles, was Sie zum Leben brauchen, dürfen nicht sorgen, und der Sohn wird wünschen, daß Sie noch lange leben.

Die Alte schüttelte sanft das Haupt, und versetzte: Ach, ich verdenke es Euch nicht, daß Ihr das Leben für ein so großes Gut haltet, weil Ihr das Alter nicht kennet.

Sehet die Schwalben dort an, bald haben sie eine junge Brut, welche sie pflegen und warten, und sich über die großgewachsenen Kinderchen freuen, wenn sie ausfliegen. So geht ihnen froh mancher Sommer vorüber, und so ging es mir einst auch; flink und rasch, gewandt und betriebsam wartete ich des Hauses, wenn mein Mann im Felde die Arbeiter anführte, — und ich dachte, das sollte immer so gehen; — aber das Alter ist ein trüber, langweiliger Stand. Der Kern vom Leben ist weg, nur die Hülse bewegt sich noch im Schneckengange fort, und immer müde, sehnt sich das Herz nach dem Ruhebette des Grabes, und die Seele nach dem Himmel, und nach den lieben Jugendbekannten, welche lange schon vorangegangen sind. Auch ein paar Kinderchen habe ich dem Himmel gegeben, und es ist mir oft, als winkten sie mir zu, und weinten über mein langes Ausbleiben. Sehet, so ist der Tod mir schon lange ein bekannter Freund; er mag kommen, wenn er will, so findet er mich bereit, und oft denke ich, die Schwalbe sänge mein Sterbelied. — —

Indem die alte Frau uns durch ihre ruhigen Betrachtungen das Herz erweichte, hörten wir einen Reiter ansprengen. „Da kommt mein Sohn,“ sagte die Alte.

Ein großer, blühender, wohlgebildeter Mann, dem Klugheit und Munterkeit aus den Augen leuchtete, stieg rasch vom Pferde, band es vor der Hausthür an, kam herein, begrüßte uns freundlich, aber flüchtig, ging uns schnell vorbey durch das Haus, durch die Hofthüre hinaus, und sah nach den Arbeitern hinauf, welche auf dem Dache beschäftigt waren. Er rief: Ihr Leute, seyd Ihr denn ganz des Kuckuks, daß Ihr über die Arbeit Essen und Trinken vergeßt? Kommt und frühstückt! Ein leerer Sack steht nicht aufrecht. —

Er öffnete jetzt einen Schrank, nahm einige Brote, Schinken und Wurst, und eine große Flasche mit Branntwein heraus, warf die Brote auf den Tisch, setzte das übrige dabey, und rief, mit der Flasche in der Hand, den Arbeitern nochmals zu: Nun hurtig, Ihr Kinder! was säumt Ihr? Alles hat seine Zeit. Erst kommt, und genießt, und sammelt Kräfte, die Euer Werk fördern. Nicht bis zur Erschöpfung soll der Mensch arbeiten; Beschäftigung, Genuß und Ruhe müssen wechseln; so besteht das Leben wohl, und froh bleibt das Gemüth dabey.

Da sie noch zögerten, zu kommen, schenkte er Branntwein in das Glas und Bier in den Krug, klapperte mit dem Krugdeckel, und trank ihnen zu. Prosit! rief er. Sehet, wie es perlt! Kommt! Er klapperte so lange mit dem Kruge, bis sie sich zum Herabsteigen bequemten.

Die Arbeiter kamen langsam; der junge Mann schenkte nun jedem Bier und Branntwein ein, trank nochmals den Leuten zu, schnitt ein Brot an, und aß den ersten Bissen; und da erst, als jene sich zum Frühmahle niedersetzten, kam er zu uns, reichte uns beyde Hände und rief: Nun fröhlich willkommen! Verzeihen Sie, meine lieben Gäste, daß ich erst den

müden Arbeitern eine Erquickung reichte, ehe ich Sie herzlich begrüßen konnte. —

Da der große Raum des Hauses eine angenehme Kühlung gewährte, so blieben wir in der Gesellschaft der ehrwürdigen Mutter und der friedlichen Schwalben, und unser freundlicher Wirth ließ auftragen, was sein Haus Köstliches vermochte.

Als die Dachdecker gefrühstückt hatten, und fröhlich und wohlgemuth wieder an ihre Arbeit gingen, gab ich dem Landmanne, der mich schon durch sein liberales Wesen gewonnen hatte, meine Verwunderung zu erkennen, daß er diese Leute so reichlich bewirthete, welche doch nebst Maurern und Zimmerleuten für die trägsten Arbeiter gehalten würden. Ich setzte hinzu: Auf solche Weise muß Ihre Haushaltung Ihnen viel kosten, da Sie eine Menge Arbeiter haben und brauchen.

Es ist wahr, versetzte der Landmann, daß der Verbrauch der Lebensmittel bey mir weit stärker ist, als in jedem andern Hause; dieses würden Sie erst einsehen, wenn Sie länger bey mir blieben; aber Sie würden auch zugleich die Bemerkung machen, daß ich noch einmal so viel gewinne, als die Andern, und daß der Frohsinn und die Zufriedenheit bey mir einheimisch sind. Das Dach meines Hauses z. B. haben diese Arbeiter gestern angefangen, morgen wird es geendet. Bey einer entgegengesetzten Behandlung würden sie acht bis zehn Tage daran arbeiten.

Die meisten Gutsbesitzer und Hausväter schreyen über die Trägheit der Arbeiter, und über die Treulosigkeit der Dienstboten; aber sie sagen nichts von ihrer eigenen Arbeitsscheu, von ihrer Hartherzigkeit, von ihrer Selbstsucht, von ihrem Geiz und von der Verachtung, mit welcher sie die Mitgenossen ihrer Arbeit behandeln. Sie bedenken nicht, daß der, der allein ernten will, oft Stroh zu dreschen bekommt, und mit der Münze bezahlt wird, welche er ausgiebt. Wer immer haben

will, dem wird genommen, was er nicht gütig giebt. Die Menschen sind gut, wenn man sie gut behandelt, und in der Regel machen nur schlechte Herren schlechte Diener. Alle die, welche mir dienen, liebe ich, als gehörten sie zu meiner Familie; sie wissen es und fühlens, und arbeiten in meinem Dienste, als wäre mein Gut ihr Eigenthum. Nicht so leicht gewinnt man durch Gaben, als durch ein freundliches Wort, durch die Sorgfalt, welche man für ihr Wohl zeigt, welches einem verständigen Menschen sowohl das Herz, wie der eigne Vortheil gebietet.

Jetzt ging mir ein Licht über den Geist dieses Mannes auf, von welchem mein Begleiter mir so oft erzählt hatte, und ich fing an, ihn hoch zu achten und zu lieben.

Nach dem Frühstücke führte er uns in die Felder, wo wir einige von seinen Dienstleuten antrafen, welche alle froh und munter, wie ihr Herr, die Arbeit betrieben. Er zeigte uns hier, wie sehr sich sein Gut seit zehn Jahren — so lange war er Besitzer davon — verbessert hatte. Große und weite Moräste waren verschwunden; und reiche Kornfelder wogten da, wo zuvor keines Menschen Fuß sichern Grund fassen konnte. Breite und tiefe Graben leiteten das Wasser in den nahen Strom, und waren schon von hohen Erlen und Pappeln überschattet. Wir erstaunten, als er uns sagte, wie wenig ihn dieses gekostet hätte, und ich sagte ihm:

Oft schon habe ich aus dem Munde Ihres Freundes Ihre Betriebsamkeit vernommen, aber nimmer hätten mir die treuesten Beschreibungen das zeigen können, was meine Augen sehen. Ich will in der ganzen Flur alle Ihre Besitzungen kennen, so vortheilhaft zeichnen sie sich vor andern aus, eine solche Ordnung hat den Vorsitz bey allem, was Ihnen zugehört. Wie fangen Sie es an, daß in Ihrem Hause und in Ihren

Feldern — wie die Töne in einem Concert — alles in einander greift, und daß diese Harmonie sich im Kleinen wie im Großen zeigt?

Das macht, versetzte der Landmann, daß ich der Director meines Concerts, und meiner Kunst Meister bin, meine Schüler selbst bilde, und ihre Stärke und ihre Schwäche kenne. Ich bin der Erste, der des Morgens aufsteht; ich wecke meine Leute, nicht mit der Glocke, oder mit dem Horn, oder durch scheltenden Ruf; ich stelle mich vor ihr Bette, wecke sie leise, und sage: Kommt Kinder, und sehet den schönen Morgen! Ich reiche ihnen das Frühstück, und esse mit ihnen. Mit meiner Hand ermuntere ich sie zur Arbeit, und zeige ihnen, wie man das Werk am geschicktesten angreife und ende. Ich lasse sie nie müde werden, rufe sie früh zu Tische, daß sie die vollen Schüsseln leeren; dann lasse ich sie eine Weile ruhen, und bin selbst wieder der Erste bey der Arbeit. Oft reiche ich ihnen zu essen, und der labende Trank darf nimmer fehlen. Für Ermüdung bewahre ich sie durch muntern Sinn. Durch eine kräftige Abendkost gestärkt, gehen sie froh zu Bette. Ich bin der Letzte, der die Thüren verschließt und das Licht auslöscht. Meine muntere Frau schafft im Hause bey dem weiblichen Gesinde, was ich draußen verrichte, und meine Kinder lernen früh arbeiten und froh seyn. So besteht mein Haus, darum blühen meine Felder, und mein Gut mehret sich.

Dieß, sagte der Maler, ist die Veranlassung des gegenwärtigen Bildes.

Gedichte.

Gebet Meister Hildebrands von Bern.

Ich lade Dich, Du höchstes Gut,
Tritt ein in meinen sünd'gen Muth.
Ach, bey der Ladung zag' ich fast;
Wie wag' ich's mit so reichem Gast!
Du König aus dem Himmelssaal,
Dich lad' ich in ein Hüttlein schmal,
Wo Staub und Moder liegt zu Hauf,
Daß nicht 'mal recht die Thür' geht auf;
Thät' nicht Dein Liebeszorn sie sprengen,
Du möchtest kaum herein Dich drängen.
Dann sieht es innen dunkel aus,
Streift Uhu rings und Fledermaus;
Sind Fünklein kaum in Heerdes Aschen,
Von kaltem Thau halb ausgewaschen.
Du mußt, mein Herr, so groß und rein,
Hier Gast und Wirth und Diener seyn,
Anzünden die halb todte Gluth,
'Rausscheuchen die verdächt'ge Brut,
Rings ihre Nester all' zerstören,
Daß Licht und Ordnung wiederkehren.

Dann fehlt es noch an Speis' und Trank,
Von würd'ger Art, und Dir zu Dank.
Da schließest Du, o reichster Gast,
Den reichen Schrein auf, den Du hast
In Deiner linken heil'gen Seiten,
Läßt Purpurblut herniedergleiten,
Tränkst Dich mit eignem Lebensquell;
Nun wird das Hüttlein weit und hell,
Und Du erfreust Dich, lächelst's an,
Als wär' Dir selbst 'ne Gunst gethan.
Ey Du herzlieber Jesu Christ,
Was für ein seltner Gast Du bist!

de la Motte Fouqué.

Sinnsprüche.

Immer auf Besseres hoffst, du strebst nach dem Besten nur immer.
Sey doch, ich bitte, wenn dir winket das Gute, vergnügt.
Nicht wie die goldene Fluth in den Becher rauschet der Trauben,
Rinne das Leben; zwar labt edle Naturen der Wein;
Aber die silberne Welle — du rieselst, und wässerst die Halmen,
Tränkest den blumichten Plan, Quelle von Westen geliebt!

* * *

Kann dich selbst nicht die Heuschreck' nähren und Honig der Wildniß;
Eifrer auf Eigensucht — bist du vom Otterngezücht.

* * *

Gelehrig ist das Herz; doch was es heischt, unendlich.
Zu deuten ist ein Wort; deñ Inn'res unverständlich.

* * *

Es lockte mich das Kühl, die Sonne geht nun unter;
Und singst du, Nachtigall, den kecken Amor munter?

X.

Franklin's Einsicht. *)

Richtig, ihr Weisen! sie senkt sich: es blüht der unmeßbare Weltkreis
Achtzehn Stunden, alsdann fällt ins umgürtende Meer
Jene flammende Vase des Lichts und der segnenden Wärme,
Welche der weiten Natur Werden und Daseyn verlieh'n.
Finsterniß grauſ't dann und Frost, und alle Wesen verderben;
Auen und Busch und Baum starren in ewiger Nacht.
Lange hab' ich gelebt, vier hundert und zwanzig Minuten;
Manches eitle Geschlecht sah' ich entsteh'n und vergeh'n.
Nun, ihr Sorgen und Mühen! für wen, ihr Gedanken und Regeln,
Hab' ich des süßen Thau's Vorrath am Blatte gespar't? —
Wozu wirkt' ich Gesetze? der stiebende Lauf der Minuten,
Wie er die Sitten entnervt, wird er entadeln mein Werk. —
Selbst Erkenntniß des Nichts, was frommt sie dem Ephemeriden?
Weß ist ihr Ruhm, wenn er stirbt? wenn auch die Welt nicht mehr ist?

X.

---

*) S. seine Lettre à Mad. Brillon.

Glaube.

Was wanderst du durch rauhe Lande,
Verlornes, armes Menschenkind!
Und suchst ein Dach bey dem Verstande,
Und bey der Klugheit Ueberwind?

Laß sie, die reichen Bettler, walten?
Der Arme läßt den Armen arm;
Die strenge Region der Kalten
Bescheint die Sonne selten warm.

Das Land des Glaubens mußt du suchen;
Da blüht ein ewig heitres Thal,
Da fällt durch Dunkel heil'ger Buchen
So warm und mild der Sonnenstrahl.

Da bindet Hofnung volle Garben,
Da bricht das Glück den Wunderklee,
Im Widerspiele zarter Farben
Stehn Rosen bey der Lilie.

Ich hab das Eiland einst befahren, —
Dann mußt' ich andre Pfade gehn;
Doch pfleg ich noch in spätern Jahren
Im Traume weinend es zu sehn.

Schmidt von Lübeck.

Ueber eine Einsiedeley.

Den Großen unbekannt, zu klein des Schicksals Schlägen,
Entflohn dem Kritiker, der strenges Urtheil spricht,
Seh ich dem Tode hier entgegen,
Und wünsch' ihn nicht, und fürcht' ihn nicht.

M.

Grabschrift.

Auf Gerathewohl, wie er gekommen,
Ging dieser in der Welt umher,
Gern hätt' er manches unternommen,
Doch auszuführen fiel ihm schwer.

Denn, was ihm früh das Glück versprochen,
Zerrann gleich einem Traumgesicht:
Das hat des Jünglings Kraft gebrochen,
Nur seinen Frohsinn lähmt' es nicht.

Legt' ihn ein Wahn in süße Banden,
Und sang er wie sein Herz geliebt?
Die Leier brach, die Rosen schwanden,
Der Freundschaft Reiz blieb ungetrübt.

Er wanderte durch West und Norden,
Bis an des Süden schönen Saum:
Europa war ihm kund geworden,
Sich selbst kannt' er am Ende kaum.

Ihn kümmerte kein Urtheil sehr,
Nicht Bettler neidet' er noch König,
Er dachte wenig, wußte wenig,
Und ach! er glaubte nicht viel mehr.

M.

Standrede.

Erwacht, im Sinn verjährter Lehre,
Als Erde nach und nach der Stein,
Und reift in Pflanzen fort, und saugt Empfindung ein,
Daß er zum Thier, zum Haupt der Thiere sich verkehre,
Dann der Metalle Reich, der Kräuter wieder mehre,
Im ew'gen Kreislauf; welch Gestirn
Harrt dieses Todten einst, zu welchem neuen Leben?
Die Antwort ist nicht schwer gegeben:
Arsenik wird sein Herz, und Schierling sein Gehirn.

M.

Nach Owen.

Ob Petrus Rom gesehn bleibt wohl dahin gestellt,
Daß Simon dorten hauste weiß die Welt.

Anmerk. Man schreibt diesem Wortspiel eine biographische Wichtigkeit zu. Es soll seinen Erfinder um die Erbschaft eines strenggläubigen Oheims gebracht haben. Wie wenig diese auch werth gewesen seyn mag, so viel war es doch nicht werth.

M.

Hadrian's Schwanenliedchen.

Flatterseelchen, Schmeichelliebchen,
Gast des Leibes und Gespan!
Wird die Heimath dir verleidet,
Zitternd, blaß und unbekleidet,
Ists um allen Scherz gethan.

M.

Psyche.

„Im Hain, wo Silberknospen regnen,
Da bin ich gern mit mir allein,
Da fühl' ich eines Geists Begegnen,
Der unsichtbar will bey mir seyn.

Zum Thal der duftenden Violen,
Zur Rosenwildniß führt er mich,
Und flüstert leise, wie verstohlen:
„„Die Gärten pflanzt' ich hier für dich.““

In weinumrankter Felsengrotte
Sink' ich ihm liebend an die Brust,
Und rede kniend mit dem Gotte,
Und trinke seines Odems Lust.

Was will das unbekannte Sehnen,
Mit dem er mir die Seel' entzieht,
Die ihres Lebens Band zu dehnen
Sich müht, und zu ihm überflieht?

Will mich der Himmlische vernichten?
Ich bin nicht mehr in seinem Kuß.
Sein Bild nur streb' ich zu erdichten,
In dem ich untergehen muß.“

C. A. H. Clodius.

Das Wunderlicht.

Einsam brennt ein Licht tief in des Weltalls Herzen,
Tanzt, dem Irrlicht gleich, um Abgrund, Nacht und Grab.
Grausam mit dem Pilgerleben nur zu scherzen,
Flieht es schwindend oft, wenn es Geleit uns gab.
Aber wenn sich alle Horizonte schwärzen,
Träuft es schnell, wie heilger Sternenglanz, herab.
Wo dies Wunderlicht in Heimath häuslich wohne,
Frag die Tugend: denn sein Strahl flicht ihre Krone.

Wenn an diesem Licht ein Leben sich entzündet,
Wird es frey vom Rausch des Zeitenschwungs gelebt.
Dieses Lichtes Strahl ists, der die Seelen bindet,
Trotz der Erdenscholle, welche widerstrebt,
Dieses Lichtes Strahl, der Seelen wiederfindet,
Die im endelosen Schoos der Tod begräbt.
An der Weltgruft stehn die Namen aller Wesen;
Strahlt das Wunderlicht, sind ewig sie zu lesen.

Was im Staubgewühl wir Glück und Freude nennen,
Ist von jenem Licht nur die Erinnerung.
Die vergeßnen Strahlen wieder zu erkennen,
Ist das höchste Ziel für aller Geister Schwung.
Schranken setzt die Welt, zu hassen und zu trennen,
Nur im Wunderlicht wohnt Urvereinigung.
Folg des Lichtes Spur, sie führt zum Quell des Lebens:
Wer zum Urquell kehrt, der lebte nicht vergebens.

Frag bey andern nicht, wo sie die Spur gefunden,
In dem Kampfe mit dir selbst erringst du sie.
Dieser Zeitentraum, wie bald ist er entschwunden,
Und du warst nicht, bist und warst, du weißt nicht wie.
Aber segne du des Unglücks heilge Stunden,
Was der Mensch in ihnen lernt, vergißt er nie.
Da lehrt dich das Wunderlicht dir selbst entsagen,
Dich zum Höchsten Selbst des Weltalls aufzutragen.

C. A. H. Clodius.

Von der neuesten englischen Poesie.

Wenige Liebhaber der Dichtkunst werden Bouterweks jüngst erschienene Geschichte der englischen Poesie unbefriedigt aus den Händen legen, ein Werk, an dem unbeschadet seiner andern Verdienste uns mit Recht zu rügen scheint, daß in demselben der neuesten uns bekannten Tendenz der englischen Poesie gar keine Erwähnung geschieht. Ohne uns darauf einzulassen, ob diese Unterlassung auf Willkühr oder auf Unkunde beruhe, fühlen wir uns gedrungen, sie historisch nachzutragen.

Herr Pr. B. bemerkt sehr richtig S. 292, daß von der Mitte des 18ten Jahrhunderts an, die ausschließende Bewunderung der Popeschen Schule nachgelassen habe, und das Natürliche wieder mehr hervorgezogen worden sey. Es war dieses jedoch mehr eine Natürlichkeit, wie sie von Gelehrten auf ihren Schreibstuben gedacht wird, als eine wahre, lebendige Natur; und die äußere Politur blieb dennoch im Allgemeinen die Hauptsache.

Es mußte endlich in einer tief und wahr fühlenden Nation der Augenblick einer neuen Mündigkeit des poetischen Geistes eintreten; es mußte wieder laut anerkannt werden, daß Poesie und Versekunst, wenn gleich verwandt, doch nicht nothwendig mit einander verbunden sind, und daß es Verse ohne Poesie, wie auch Poesie ohne Versmaaß geben könne; es mußte sich aussprechen, wie hoch die natürliche Begeisterung über der gelehrten steht. Denn wer kann wohl in Zweifel ziehen, daß es nicht immer ächte Dichter gegeben habe, allein man hat sie verkannt, und dadurch an sich selbst irre gemacht. Wenn man weiter nach den Gründen dieses Verkennens frägt, so läßt sich, mit einem der Literatur zu früh entzogenen treflichen Kopfe, antworten, *) weil leider „die meisten Menschen ihren Beyfall „nicht aus lebendigem Gefühl, aus wahrer Ueberzeugung und „Einsicht geben, sondern wegen eines Nebenumstandes, der „ihrer Eigenliebe, ihrer Neugier, ihrer Zuneigung oder ihrem „Hasse schmeichelt." Dieser Nebenumstand war hier, der auf Treu und Glauben fortgepflanzte, und mit der frühesten Bildung eingeimpfte Grundsatz, die Poesie sey die Kunst, geregelte, hoch- und wohltönende Verse zu schmieden.

Den Uebergang zu einer andern Sinnesart mußte ein Dichter bilden, der Schulgelehrter zugleich, durch Vernachlässigung der kunstgerechten Vollkommenheit nicht den Vorwurf der Unwissenheit auf sich laden konnte. Ein solcher zeigte sich in William Cowper, dessen erste Gedichte schon 1782 erschienen, und nachher viele male wieder aufgelegt sind; eine Auflage von 1803 liegt vor uns. **) Was diesen Dichter dem englischen

*) (Wezel) Ueber Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Deutschen. Leipzig 1781. S. 267.

**) Poems by William Cowper of the Inner Temple Esq. in two Volumes. A new Edition. London 1803.

Publikum so werth gemacht hat, ist wahrscheinlich seine methodistisch-strenge Ansicht der christlichen Religion, deren Lehren er mit vieler Wärme in acht desultorischen Gedichten vorträgt. Es sind planlose Ergüsse eines tief ergriffenen Gemüthes, in schlecht gereimten Jamben, bald didaktisch trocken, bald hinreißend belebt und schön, bald geschroben witzig, bald innigst gefühlt, aber immer mit auffallender Vernachlässigung der Vollkommenheit und Ründung des Versbaues. — Später erschien sein minder beliebtes Gedicht, the Task, in 6 Büchern und ungereimten Jamben. Hier schildert der Dichter aus eigener Umgebung, häusliche und ländliche Scenen, und hier zeigt sich auch sogleich eine andere Natürlichkeit, als die gelehrte. Es werden uns nicht wieder mit veränderten Worten die ewigen Allgemeinheiten der Stubendichter vorgetragen, sondern wir erblicken das Besondere, was aus der Vereinigung der bestimmten Kennzeichen eines Gegenstandes mit der erhöhten Stimmung des Dichters hervorgeht. Die Nachlässigkeiten des Sprachbaues sind bey den reimfreyen Jamben weniger auffallend — die kleineren Stücke dieses Dichters verdienen (außer der ins Volk übergegangenen komischen Ballade von John Gilpin) weniger Aufmerksamkeit.

Cowper bahnte den Weg für den Beyfall, den ein ächter Naturdichter, der schottische Bauer Robert Burns, fand. Seine ersten Gedichte erschienen 1786; die vierte Auflage ist von 1803. *) Die treflichen alten schottischen Volkslieder haben unstreitig seine Muse erweckt. Welches größere Lob aber, als daß er diese bezaubernden Naturlaute zum Theil erreicht, zum Theil ergänzt, zum Theil gereiniget habe! **) Alle Künst-

*) The Works of Robert Burns with an account of his Life &c. in four Volumes. Fourth Edition. London 1803.

**) S. das prächtige Werk: A select Collection of original Scottish

lichkeit ist fern von ihm geblieben, denn er hat nur aus wahrem Drang gedichtet; ihn ganz zu genießen, erfordert eine leichte Kenntniß des schottischen Dialekts, denn seine englischen Gedichte stehen den schottischen weit nach.

Robert Southey trat 1796 mit einem freyen epischen Gedicht, Joan of Arc, auf, welches vielen Beyfall erhielt. Für unsern Zweck sind seine Balladen *) merkwürdig, die den alten Ton in dieser Gattung wieder einzuführen suchten, welches ihm auch in the old woman, bishop Hatto, the young man und mehreren andern sehr geglückt ist.

Die Lyrical Ballads von William Wordsworth erschienen 1799. Die vierte Ausgabe von 1805 ist mit einer merkwürdigen Vorrede versehen, die gegen die in der englischen Kritik herrschenden Grundsätze gerichtet ist. Wordsworth verwirft darin förmlich den angenommenen Gegensatz zwischen Poesie und Prosa, und sucht an einem Sonnett von Gray darzuthun, daß das eigentlich Schöne und Dichterische darin, sich in der Wortstellung auf keine Weise von der Prosa unterscheide. Er behauptet weiterhin: das wirkliche Gefühl müsse sich auch immer am besten ausdrücken, und will dem Dichter nur eine Auswahl, oder Entfernung vom schmerzlich-widerlichen, bey der Nachahmung zugestehen. Damit hängt denn auch die Wahl der von ihm besungenen Gegenstände zusammen, die ganz aus dem gemeinen Leben gegriffen sind. Er ist also ein systematischer Naturdichter, und steht als eine einzige Erscheinung in der englischen Literatur da.

Airs &c. 4 Vol. Fol. wo sich viele sowohl von Burns eigenen, als auch durch ihn abgeänderten schottischen Liedern befinden.

*) Sie stehen in Poems by Robert Southey, 2 Vol. London 1801. und Metrical Tales and other Poems by the same. London 1803.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieser Dichter auch bey uns Beyfall finden würde; er besitzt eine eigene Gabe, den gewöhnlichsten Gegenständen neue Beziehungen auf das Gefühl anzuzaubern, und selbst beschränkte Zustände des Gemüths poetisch zu ergreifen. Er verschwistert uns mit Wald und Wasser, mit Busch und Stein, weiß Gleichgültigkeit in Lust, und Widerwillen in Mitleid umzuwandeln; kurz, in ihm waltet der alles verbindende, alles versöhnende Geist der ewigen Liebe.

Daß die Kunstrichter der strikten Observanz sich mit klassischen Keulen gegen solch einen Neuerer erheben würden, war zu erwarten. Er ist das Stichblatt des gelehrten Witzes geworden, weiß indessen, (wie er es in seiner Vorrede äußert) daß er den Wenigen, für welche er schrieb, auch ungewöhnlich gefallen würde.

Wie es diesen Augenblick mit der Poesie in England stehe, ist bey dessen gänzlicher Absonderung von dem festen Lande nicht wohl auszumitteln. Der Verfasser dieses Aufsatzes besitzet jedoch zwey Bände neuer Gedichte von Wordsworth, die 1807 in London herausgekommen sind. Indessen scheinen diese nur jugendliche Versuche und Skizzen zu seyn, in denen sich zwar auch das schöne Gemüth des Dichters spiegelt, die aber den Lyrical Ballads auf keine Weise verglichen werden können. Southey hatte sich leider in epischen Gedichten verloren. (Thalaba 1801. Madoc 1805.)

Dieses wird hinlänglich seyn, um zu beweisen, daß in der englischen Poesie, fast zu gleicher Zeit mit der ihr verwandten deutschen, derjenige alte Sinn wieder erwacht ist, der sich getrieben fühlt, die Musen von den willkührlichen Fesseln pedantischer Regeln zu erlösen, sie von dem Katheder wieder in das freye Feld, von dem Kanape unter das Strohdach zurückzu-

führen, um von frischen Menschen aufs neue belebt, diejenige goldene Zeit wieder zu bringen, wo Poesie mit dem täglichen Leben innigst verwebt, alles Niedrige zu veredeln wußte, alles Rauhe abzuschleifen verstand, alles Irdische mit dem Ewigen in Beziehung brachte, und so den Menschen unter Sang und Klang von der Wiege bis zum Grabe geleitete.

B.

William Blake,

Künstler, Dichter und religiöser Schwärmer.

The lunatic, the lover and the poet,
Are of imagination all compact.

SHAKESPEARE.

Unter allen den Gegenständen, welche den philosophischen Seelenforscher zu reizen vermögen, giebt es gewiß keinen anlockenderen, als die Vereinigung von Genie und Wahnwitz in einzelnen merkwürdigen Gemüthern, welche, indem sie auf der einen Seite unsere Hochachtung durch ausgezeichnete Geistesfähigkeiten erzwingen, auf der anderen durch Ansprüche auf übernatürliche Kräfte wieder unser Mitleiden erregen. Von dieser Art ist nun das ganze Geschlecht von Verzückten, Mystikern, Sehern von Gesichten und Träumern von Träumen, deren Verzeichniß wir einen neuen Namen, William Blake, beyzufügen haben.

Dieser außerordentliche Mensch, welcher gegenwärtig in London lebt, beginnt, obgleich schon mehr als funfzig Jahre

alt, erst jetzt aus der Dunkelheit hervorzutreten, auf welche ihn die seltsame Richtung seiner Talente, und das Wunderliche seines persönlichen Charakters beschränkt hatten. Wir wissen zu wenig von seiner Geschichte, um Anspruch auf eine vollständige Beschreibung seines Lebens zu machen, zu der wir nur aus sehr neuen Quellen Belege schöpfen konnten. Vorläufig genüge uns, zu wissen, daß er, zu London von nicht sehr wohlhabenden Eltern geboren, früh seiner eigenen Leitung oder Mißleitung überlassen ward. Im zehnten Jahre kam er in eine Zeichenschule, im vierzehnten zu einem Kupferstecher, Namens Basire, der vorzüglich durch Stuarts Beschreibung von Athen, und durch West's Orestes und Pylades bekannt ist. Schon als Knabe zeichnete sich Blake durch die Sonderbarkeit seines Geschmacks aus. Leidenschaftlich für die gothische Baukunst eingenommen, brachte er Tage lang damit zu, die Denkmäler der Westminster-Abtey abzuzeichnen. Nebenher sammelte er Kupferstiche, vorzüglich nach Raphael und Michel Angelo, und vergötterte Albrecht Dürer und Heemskerk.

Obgleich er nachher auf der königlichen Akademie studirte, hatte er seine Richtung doch schon einmal auf eine so eigene Art genommen, daß er, von seinen Mitschülern isolirt, aller gewöhnlichen, regelmäßigen Beschäftigung entwöhnt ward. Man findet deßhalb seinen Namen nur unter sehr geringen Platten zu Kinderbüchern; indem er aber Ansichten von der Kunst hegte, die dem Geschmack der Kunstbeschützer völlig entgegen standen, und die neueren Moden sowohl im Zeichnen als Kupferstechen als Versündigungen an der Kunst betrachtete, zog er nach seinem eigenen Ausdrucke vor, lieber ein „Märtyrer“ seiner Religion, d. h. seiner Kunst zu werden, als seine Talente durch eine feige Nachgiebigkeit gegen die

Ausübung der Kunst, in einem verderbten Zeitalter derselben, herabzuwürdigen. Da nun außerdem seine religiösen Ueberzeugungen ihm den Ruf eines vollendeten Tollhäuslers zuwege gebracht hatten, bleibt es kaum zu verwundern, daß, während Kenner von Profession nichts von ihm wissen, selbst seine Gönner nicht umhin können, neben ihrer Bewunderung für ihn, auch ihr Mitleiden zu äußern. In der That gelang bis jetzt erst ein Versuch, ihn bey dem größern britischen Publikum einzuführen, durch seine Zeichnungen zu Blair's Grab, einem bey ernsten Gemüthern sehr beliebten, religiösen Gedicht, welches die Kunstrichter, in Betracht seiner Schönheiten und Auswüchse, gleich merkwürdig finden, und wegen des Mangels an Geschmack und Zartheit tadeln, während sie die Kraft und Erfindungsgabe des Dichters bewundern. Man trug Blake, obgleich er eigentlich Kupferstecher war, dennoch nicht den Stich seiner eigenen Zeichnungen auf, sondern Schiavonetti mußte dieselben aus Gründen, die wir bald hören werden, ausführen, was er auch mit großer Sauberkeit, aber mit einer solchen Beymischung von Pünktchen und Linien that, daß es den Zeichner empören mußte. Dieses Werk, welches aus zwölf Zeichnungen von Blake, einem vortreflichen Kopfe von ihm, und dem Originaltexte besteht, kostet zwey und eine halbe Guinee. Voran gehen einige Bemerkungen von Füßli, welche wir hier als ein Zeugniß für das Verdienst unsers Künstlers einrücken, da wir eine unmittelbare Anschauung seiner Werke nicht zu liefern vermögen. Füßli sagt, nachdem er vom sittlichen Nutzen einer Reihe so ernster Zeichnungen in einem so leichtfertigen Zeitalter als das unsrige, wo die Allegorieen des Alterthums verbraucht und erschöpft sind, gesprochen hat, „der Künstler versucht, „unser Gemüth zu bewegen, indem er unsere Gefühle durch „weniger willkührliche und zweydeutige Bilder erregte, als

„diejenigen sind, welche Mythologie, Aberglaube und Sym-
„bolik der älteren und neueren Zeit, so weit hergeholt oder
„unzweckmäßig, uns darzubieten vermögen.“ „In Betreff
„der eigentlichen Ausführung der Zeichnungen,“ setzt er hinzu,
„verdient der Künstler, wenn er gleich nach andern Grund-
„sätzen beurtheilt, und auf eine kleinere Zahl von Verehrern
„beschränkt seyn will, gleichen Beyfall. Es erregt oft unser
„Staunen, öfter noch unsere Besorgniß, wenn wir ihn kühn
„an der Grenze erlaubter Erfindung scherzen sehen; allein,
„welcher Künstler möchte eine so mahlerische Wildheit vermissen
„wollen, die wieder so oft durch Geschmack, Einfachheit und
„Vollendung aufgewogen wird? Die Gruppen und einzelnen
„Gestalten bieten, für sich allein betrachtet, abgezogen von
„der Zusammensetzung des Ganzen und ohne Rücksicht auf den
„Plan des Ganzen, oft jene wahren und ungezierten Stel-
„lungen, jene anmuthige Einfalt dar, welche nur Natur und
„Gemüth hervorzubringen, nur ein von beyden geleitetes
„Auge zu entdecken vermag. Jeder Künstler, er beschäftige
„sich mit welchem Zweige der Kunst er wolle, stehe, auf wel-
„cher Stufe der Vervollkommnung er wolle, vom Lehrlinge
„bis zum Meister, vom Zierrathler bis zum Geschichtenmah-
„ler, er wird hier immer Stoff zum Lernen, und Winke und
„Ideen zur ferneren Ausbildung finden.“ Man sieht, daß
dieses „kein Verdammen durch verstelltes Lob“ sey, denn nur
zu deutlich ist der Tadel, welchen der Künstler zu befahren hat,
ausgedrückt. Die Wahrheit ist, daß von allen Zeichnern,
welche je lebten, auch nicht einer die von Göthe in seinem er-
götzlichen „Sammler und die Seinigen“ (S. Propyläen
B. 2. St. 2.) unter der Benennung von Poetisirern, Phan-
tomisten u. s. w. geschilderten Einseitigkeiten, so genau an sich
darstellte, als unser Künstler.

Wir werden noch zu diesen Zeichnungen zurückkommen, und wollen jetzt von dem kleinen Buche reden, aus welchem wir vorzüglich diese Nachrichten geschöpft haben, und welches gewiß eins der sonderbarsten ist, die je erschienen.

Die Zeichnungen zum Grabe, wenn gleich vielleicht nur von wenigen bewundert, wurden grade von diesen laut und übermäßig gepriesen. Blake, der durch sie bekannt wurde, beschloß nun, ohne Scheu öffentlich hervorzutreten. Er eröffnete daher voriges Jahr eine Ausstellung seiner Freskogemählde, und kündigte an, daß er die verlorne Kunst der Freskomahlerey wieder erfunden habe. Er forderte diejenigen, welche angenommen hatten, seine Werke seyen ohne Wissen und ohne Ebenmaaß, Sudeleyen eines Tollhäuslers, auf, sie jetzt genauer zu untersuchen. „Sie würden finden,“ fügte er hinzu, „daß, „wenn Italien durch Rafael reich und groß geworden, wenn „Michel Angelo sein höchster Ruhm, wenn die Kunst der „Stolz der Nation geworden wäre, wenn die menschliche Ge„sellschaft aus Genie und Begeisterung hervorgegangen, auch „durch sie verbunden bliebe, daß dann sein Vaterland bey der „Auszeichnung, welche seine Wərke von denjenigen, welche es „am besten verständen, erhielten, die Ausstellung derselben „als eine der heiligsten Pflichten von ihm forderte.“

Zu gleicher Zeit gab er ein beschreibendes Verzeichniß dieser Freskogemählde heraus, aus dem wir, da es in einem durchgängigen Mischmasch, ohne Plan und Ordnung, von abgerissenen Bemerkungen über Kunst und Religion besteht, und da die Besonderheiten des Verfassers am besten daraus hervorgehn, gleiche nur lose verbundene Auszüge liefern wollen.

Zu den fixen Ideen des Verf. gehört die Heftigkeit, mit welcher er durch das ganze Buch gegen die Oelmahlerey und gegen die Künstler aus den venetianischen und niederländischen

Schulen loszieht. Seine Vorrede fängt mit folgenden Worten an: „Das Auge, welches im Stande ist, Rubens und Ti-„tians Colorit dem des Rafael und Michel Angelo vorzuziehn, „sollte bescheiden seyn, und seinem eigenen Urtheil mißtrauen.“ Dieß ist indeß nur noch ein leichter Tadel, und wie er in seinen Beschreibungen fortfährt, wächst seine Wuth gegen die falschen Mahlerschulen, nnd er klagt im heiligen Eifer die verhaßten Künstler als böse Geister, und die neuere Kunst als eine Geburt der Hölle an. Helldunkel nennt er schlechtweg „ein „höllisches Werkzeug in der Hand venetianischer und nieder-„ländischer Teufel.“ Aus dem Folgenden geht hervor, daß diese Ausdrücke nicht bloß als rednerische Wendungen zu nehmen sind. So nennt er Corrggio „einen weichlichen, wei-„bischen, und daher höchst grausamen Teufel.“ Rubens ist „ein gewaltthätiger, hochfahrender Teufel.“ Diese Künstler sind nebst Titian und Rembrandt die immerwährenden Gegenstände seines Tadels, und zum Schluß sagt er: „bis wir uns „ihrer entledigen, werden wir nie Rafael und Albrecht Dü-„rer, Michel Angelo und Giulio Romano beykommen.“ Er verbirgt den Grund dieses Vorzuges nicht, und die folgende Stelle enthält, indem sie uns die Ansicht des Künstlers über das Mechanische seiner Kunst eröffnet, eine Wahrheit, die nicht abgeleugnet werden kann, und die seiner ganzen Lehre zum Grunde liegt. „Die große und goldene Regel der Kunst, „wie des Lebens, ist, daß, je bestimmter, schärfer und ge-„nauer die umgränzende Linie ist, desto vollkommener auch das „Kunstwerk, und je weniger scharf und schneidend jene, desto „größer die Gewißheit schwacher Nachahmung, Diebstahls und „Pfuscherey. Zu allen Zeiten wußten dieß große Erfinder. „Protogenes und Apelles erkannten sich an dieser Linie. Ra-„fael und Michel Angelo und Albrecht Dürer sind durch sie

„und durch sie allein bekannt. Der Mangel an dieser be-
„stimmten und begränzenden Form, beweißt den Mangel des
„Künstlers an Ideen, und die durchgängige Unverschämtheit
„und Anmaaßung des Diebes. Wodurch unterscheiden wir
„die Eiche von der Buche, das Pferd vom Ochsen, als durch
„die begränzende Linie und durch ihre unendlich mannichfalti-
„gen Biegungen und Bewegungen? Was baut denn ein
„Haus und pflanzt einen Garten, als das Bestimmte und
„Festgesetzte? Was unterscheidet Ehrlichkeit von Büberey,
„als die harte und scharfe Linie des Richtmaaßes und der
„Zuverlässigkeit in Handlungen und Gesinnungen? Nehmt
„diese Linie weg, und ihr nehmt das Leben selbst, alles ist
„wieder Chaos, und der Allmächtige muß wieder in demselben
„die Linie vorziehn, ehe Mensch oder Thier nur daseyn kön-
„nen. Redet daher nicht mehr von Correggio oder Rembrandt,
„oder irgend einem jener Diebe aus Venedig und Flandern.
„Sie waren nur die lahmen Nachahmer der von ihren Vor-
„gängern ihnen vorgezogenen Linien.“ Diese Stelle reicht
hin, um zu erklären, warum man unserm Künstler nicht er-
laubte, seine eigenen Zeichnungen zu stechen. In demselben
Geiste leugnet er die Gültigkeit der neuern Unterscheidung zwi-
schen einem Gemählde und einer Zeichnung. „Wenn das
„Wesen eines Gemähldes im Verwischen und Verliehren der Auf-
„senlinie besteht, so wird Blake nie so thöricht seyn, eins zu
„machen. — Raphaels Freskogemählde waren bloß mehr aus-
„geführt als seine Cartons“. Er spricht Titian, Rubens und
Correggio alles Verdienst im Colorit ab, und sagt: „ihre Män-
„ner sind wie Leder und ihre Frauen wie Kreide“. In seinem
Hauptgemählde sind die nackten Gestalten fast purpurroth. Es
sind alte Britten, von denen er sagt: „Das Uebermaaß von
„Gesundheit im Fleisch, was der freyen Luft ausgesetzt, durch

„die Geister der Wälder und Wellen in jener alten glücklichern „Zeit genährt wurde, kann nicht den krankhaften Tinten des „Titian und Rubens gleichen. Ein Mensch aus unsrer Zeit, „seiner Kleiderbürde entledigt, gleicht einem todten Leichnam“.

Wir gehen jetzt vom mechanischen Theile der Kunst zur Erfindung und zum poetischen Theile, wo die Eigenheiten unseres Künstlers noch auffallender hervortreten, über. Sein größter Genuß besteht in der Verkörperung geistiger Wesen. So hat er in seinem Grabe Geist und Körper zu wiederholtenmalen getrennt dargestellt, und beyden bey gleicher Stärke der Umrisse, auch gleiche Masse gegeben. In einer seiner besten Zeichnungen „der Tod des starken und bösen Menschen“, liegt der Körper im Todeskampf körperlicher Leiden, und ein zerbrochenes Gefäß, dessen Inhalt ausfließt, deutet den Augenblick des Todes an, während die Seele in eine Flamme gehüllt, vom Kopfküssen aufsteigt. Diese ist zugleich eine Nachbildung des Leichnams, wenn gleich in veränderter Stellung, mit dem gut getroffenen Ausdrucke des Schreckens aus dem Fenster fliehend. In andern gestochenen Zeichnungen erscheint die Seele über dem Leichnam schwebend, den sie nur ungern verläßt, in andern die Wiedervereinigung beyder bey der Auferstehung u. s. w. Dies sind ungefähr seine anstößigsten Erfindungen.

In seinem Verzeichnisse finden wir noch folgende Rechtfertigung gegen die seinem frühern Werke gemachten Einwürfe. „Soll die Mahlerey bloß auf schmutzige, sterbliche und verderbliche Gegenstände eingeschränkt bleiben, soll sie sich nicht so gut „wie Poesie und Tonkunst zu der ihr gebührenden Höhe der Er„findung und begeisterter Verzückung erheben?“ Darauf beruft er sich auf die Bildsäulen der griechischen Gottheiten, als auf eben so viele körperliche Abbildungen geistiger Wesen. „Ein „Geist und eine Erscheinung sind nicht wie die neuere Philoso-

„phie annimmt, entweder ein nebelhaftes Gebilde oder gar
„nichts, sie sind vielmehr organische mit allem bis aufs kleinste
„versehene Wesen, von einer Vollkommenheit, wie sie gar keine
„sterbliche und vergängliche Natur hervorbringen kann. Wer
„sich nicht bedeutendere und schönere Lineamente in einer bedeu-
„tenderen und schöneren Beleuchtung als sein sterbliches Auge
„zu sehen ~~vermag~~, denken kann, der denkt gar nicht. Der
„Mahler des vorliegenden Werks behauptet daher, daß ihm
„all sein Gedachtes unendlich vollkommner und feiner organi-
„sirt, als alles, was sein sterbliches Auge je sah, vorkomme.
„Geister sind organisirte Menschen“.

In gewissem Sinne wird jeder erfindende Künstler das nehm-
liche behaupten müssen, aber zweydeutig wird es immer bleiben,
in welchem Sinne unser Künstler diese Ausdrücke gebraucht.
Denn in seiner eigenen Beschreibung seiner allegorischen Ge-
mählde, wie Pitt den Behemoth und Nelson den Leviathan
führt, (Gemählde, welche Schreiber dieses, obgleich er sie
gesehen hat, nicht zu beschreiben wagt) sagt er: diese Gemählde
glichen den Vergötterungen, die man auf persischen, indischen
und ägyptischen Alterthümern findet. Er setzt hinzu: „Der
„Künstler, in einem Gesichte in jene alten Republiken, Monar-
„chien und Patriarchate Asiens versetzt, sah die bewunderns-
„würdigen Urbilder, welche die heilige Schrift Cherubim
„nennt, und welche sich an den Mauern der Tempel ausge-
„hauen und gemahlt befanden, die in den sehr gebildeten Staa-
„ten von Aegypten, Moab, Edom, Aram, zwischen den Flüssen
„des Paradieses errichtet waren, Urbilder, welche die Griechen
„und Hetrusker im farnesischen Herkules und andern Bildsäulen
„nachahmten. Mit Ausnahme des Torso waren sie alle au-
„genscheinlich Copien, denn die griechischen Musen als Töchter
„der Mnemosyne oder des Gedächtnisses, nicht aber der Be-

„geisterung oder der Erfindung, konnten unmöglich so erhabene „Ideen einflößen". Da diese Einbildung unseres Künstlers von seiner Gemeinschaft mit der geistigen Welt, deren wie Swedenborg zu genießen, er zu gestehen kein Bedenken trägt, mehr als irgend etwas anders seinem Rufe geschadet hat, so fügen wir noch eine merkwürdige Stelle aus seinem Verzeichnisse, dem Gesagten bey.

Sein größtes und vollendetstes Werk hat den Titel: Die alten Britten. Es gründet sich auf eines jener seltsamen Ueberbleibsel der alten Walisischen Dichtkunst, welches Owen unter dem Namen von Triaden, folgendermaßen giebt:

In der letzten Schlacht die Arthur focht, war der Schönste einer
Der wiederkehrte, und der Stärkste ein andrer: mit ihnen kehrte auch wieder
Der Häßlichste, und kein andrer kehrte wieder vom blutigen Felde.

Der Schönste, Rom's Krieger bebten vor ihm und dienten.
Der Stärkste, sie schmolzen vor ihm und zerstoben in seiner Nähe.
Der Häßlichste, sie flohen mit Geschrey und Verdrehung ihrer Glieder.

Diese dunkle Rede hat folgenden noch dunkleren Commentar zu Wege gebracht. „Der starke Mann stellt das Erhabene im „Menschen vor, der schöne Mann das Leidenschaftliche im Menschen, was in Eden's Kriegen in das Männliche und Weibliche „getheilt erschien, der häßlichste Mann endlich die Vernunft im „Menschen. Sie waren ursprünglich Ein Mensch, der vierfach „war; dieser war in sich selbst getheilt, und sein eigentliches „Menschseyn im Augenblicke det Zeugung vernichtet. Die Ge„stalt des vierten war aber wie der Sohn Gottes. Wie er „aber getheilt wurde, ist ein Gegenstand von großer Erhaben„heit und Leidenschaftlichkeit. Der Künstler hat es, wie ihm „solches eingegeben worden, niedergeschrieben, und wird es

„mit göttlicher Hülfe bekannt machen. Es ist von großem „Umfange, und enthält die alte Geschichte von Britannien „und die Welt Adams und Satans“. Das Gemählde stellt diese drey Wesen im Kampfe mit den Römern begriffen vor, jedoch wollen wir lieber den Künstler selbst von seinem Werke reden lassen. „Man hat zum Künstler gesagt, nimm das Mo„dell zu deinem schönen Mann vom Apollo, zu deinem starken „Mann vom Herkules, und zu deinem häßlichen Mann vom „tanzenden Faun; aber hier muß er nun für sich selbst stehen. „Er weiß daß, was er leistet, den größten Antiken nicht nach„steht, und daß diese nicht höher stehn können, denn mensch„liche Kraft vermag nicht, sich über das, was er und was sie „geleistet haben, zu erheben. Es ist die Gabe Gottes, es ist „Eingebung und Gesicht. Poesie, wie sie jetzt auf Erden in „den verschiedenen Ueberresten alter Dichter lebt; Musik, wie „sie in alten Lauten und Weisen webt; Mahlerey und Bild„hauerey, wie sie sich noch im Nachlasse des Alterthums zeigen, „sind Eingebung und können nicht übertroffen werden. Sie „sind vollkommen und ewig. Milton, Shakespear, Michel „Angelo, Raphael, die schönsten Hervorbringungen alter „Bildhauerey, Mahlerey und Baukunst, gothisch, griechisch, „indisch und ägyptisch, sie sind das Aeußerste des menschlichen „Geistes. Der menschliche Geist kann nicht weiter gehn als „die Gabe Gottes, der heilige Geist“. Anderswo sagt er, daß Adam und Noah Druiden waren, und daß er selbst ein Bewohner Edens sey.

Blake's religiöse Meynungen scheinen diejenigen eines recht gläubigen Christen zu seyn, und dennoch kommen wieder Stellen über alte Mythologie vor, welche hierüber einigen Zweifel einflößen könnten. Diese Stellen finden sich in seiner Nachricht über sein Gemählde von Chaucer's Pilgrimmen vor, gewiß dem best-

ausgeführten seiner Werke, weil er, durch seinen Vorwurf gebunden, nicht auf eine zurückstoßende Art ausschweifen konnte. Wir wünschen daher den Stich desselben, wozu man Unterschriften gesammelt hat, ausgeführt zu sehn. Er bemerkt, „jeder „Charakter beym Chaucer ist eine antike Bildsäule, das Bild „einer Gattung, nicht aber eines unvollkommnen Individuums". Zugleich behauptet er, dieß seyen auch die Charaktere der griechischen Mythologie. „Chaucer hat den alten „Charakter des Herkules zwischen seinem Müller und Pflüger „vertheilt. Der Pflüger ist Herkules in seinem höchsten ewigen Zustande, entkleidet von seinem gespensterartigen Schatten, welches der Müller ist, ein furchtbarer Kerl, wie es „deren an allen Orten und zu allen Zeiten zur Zuchtruthe der „Menschen giebt, die ganze Nachbarschaft erschreckend, durch „brutale Stärke und Muth, reich und mächtig geworden, das „Selbstgefühl der Menschen zu verhöhnen, während Menschenfreundlichkeit und Wohlwollen der Hauptzug im Charakter des „Pflügers ist. Gesichte von diesen ewigen Grundzügen oder „Charakteren des menschlichen Lebens, erscheinen den Dichtern „zu allen Zeiten. Die griechischen Gottheiten waren die alten „Cherubim Phönicien's, aber die Griechen, und nach ihnen „die neuern versäumten die Götter des Priamus zu unterjochen. „Diese Götter sind bloße Gesichte der Attribute des Ewigen, „oder göttliche Namen. Erst als man sie zu Göttern erhob, „wurden sie für die Menschheit verderblich. Sie sollten die „Diener und nicht die Herren des Menschen oder der Gesellschaft seyn. Sie sollten genöthigt werden dem Menschen zu „opfern, nicht aber der Mensch ihnen, denn getrennt vom „Menschen oder der Menschheit, welches Jesus der Heiland, „der Weinstock der Ewigkeit ist, sind sie Diebe, Empörer und „Verderber". Diese Stelle könnte erklärt werden, als die

Sprache eines eifrigen Monotheisten gegen die Vielgötterey, indeß da unser Verfasser anderswo den Satz aufstellt; „die Alterthümer jeder Nation seyen so heilig als die der Juden“, so bleibt sein System dadurch wieder mehr der Gleichgültigkeit und Duldsamkeit des Heydenthums als der wesentlichen Strenge des Christenthums verwandt.

Dieß sind die ausschweifendsten und wildesten Stellen des Buchs, welche zu der Betrachtung führen, mit der wir diesen Bericht eröffneten. Man wird indeß zugleich nicht leugnen können, daß grade in jenen Auswüchsen Streiflichter von Vernunft und Geist hindurchblitzen, so wie sich überhaupt im ganzen Verzeichnisse eine Menge von Ausdrücken findet, die man eher von einem Deutschen als von einem Engländer erwartet hätte. Der protestantische Verfasser der „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ schuf den Charakter eines Katholiken, in dem Religion und Kunstliebe zu einem Wesen verschmolzen waren, und dieser nehmliche Charakter kam, bewundernswürdig genug, im protestantischen England zum Vorschein. Jedoch gehört Blake nicht zur bischöflichen Kirche, sondern von Geburt zu einer dissentirenden Gemeinde, obgleich wir nicht glauben, daß er sich regelmäßig zu irgend einer christlichen Kirche halte. Er wurde eingeladen, sich an die Swedenborgianer unter Proud anzuschließen, was er aber ausschlug, ungeachtet er eine große Meynung von Swedenborg hegt, und von ihm sagt: „die Werke dieses Sehers sind alle „der Aufmerksamkeit der Mahler und Dichter werth, sie enthalten den Grund zu großen Dingen. Der Grund, warum „sie weniger beachtet worden sind, ist, weil fleischliche böse „Geister das Uebergewicht erlangt haben.“ Unser Verfasser steht, wie Swedenborg, in Gemeinschaft mit den Engeln. Er erzählte jemand, aus dessen Munde wir es haben, daß,

als er einst ein Gemählde, welches er für eine Dame von Stande verfertigt, nach Hause getragen, und sich dabey in einem Wirthshause habe ausruhen wollen, habe ihm der Engel Gabriel auf die Schulter geklopft und gesprochen: Blake, warum weilst Du hier? Geh zu, Du sollst nicht müde werden! Er sey darauf auch weiter gegangen, ohne zu ermüden. Eben dieses Vorrecht übernatürlicher Eingebung macht ihn taub gegen die Stimme der Kunstrichter, denn er antwortet auf die gegen seine Werke gemachten Einwürfe, woran es natürlich nicht fehlen kann: „ich weiß, daß es ist wie es seyn muß, „denn es ist eine genaue Nachbildung dessen, was ich in einem „Gesichte sah, und muß daher schön seyn."

Es ist unnöthig, die Gegenstände von Blake's Hand aufzuzählen. Der vornehmsten haben wir schon erwähnt, und die übrigen sind entweder allegorisch, oder Werke der Feder. Wir müssen, ehe wir aufhören von ihm als Künstler zu reden, nur noch eines seiner Werke erwähnen. Dieß ist eine äußerst merkwürdige Ausgabe der ersten vier Bücher von Youngs Nachtgedanken, welche im Jahre 1797 in Folio erschien, und gar nicht mehr im Buchladen zu haben, so wie überhaupt äußerst selten geworden ist. In dieser Ausgabe steht der Text in der Mitte der Seite; auf den Seiten so wie oben und unten, Radirungen von Blake nach seinen eigenen Zeichnungen. Sie sind von sehr ungleichem Werthe: zuweilen wetteifern die Erfindungen des Künstlers mit denen des Dichters, oft sind sie aber nur eine widersinnige Uebersetzung derselben, durch die unglückseelige, Blake eigene Idee, daß alles, was die Phantasie dem geistigen Auge vorspiegelt, auch wiederleuchtend dem körperlichen zu schmecken gegeben werden müsse. So ist Young buchstäblich übersetzt, und sein Gedicht in ein Gemählde verwandelt worden. So stellt z. B. der Künstler in einer Zeich-

nung vor, wie der Tod Kronen mit Füßen tritt, die Sonne herablangt, u. s. w. Dennoch sind diese Radirungen oft sehr ausgezeichnet. Wir hören, daß der Herausgeber noch nicht ein Viertel der ihm vom Künstler gelieferten Zeichnungen bekannt gemacht, und sich zugleich geweigert hat, die Handzeichnungen zu verkaufen, ungeachtet ihm eine ansehnliche Summe dafür geboten wurde.

Wir haben jetzt unsern Künstler als Dichter einzuführen, wobey wir zugleich einige Proben seiner Werke in diesem Zweige der Kunst geben werden, denn er selbst hat eigentlich nichts bekannt gemacht. Diese athmen einen gleichen Geist, und sind durch gleiche Eigenheiten ausgezeichnet, als seine Zeichnungen und seine kritische Prose. Schon im Jahre 1783 ward ein kleines Bändchen unter dem Titel: Poetische Versuche, gedruckt. (Poetical Sketches by W. B.) Auf dem Titel ist kein Drucker genannt, und in der Vorrede heißt es, daß die Gedichte zwischen dem 13ten und 20sten Jahre verfertigt wurden. Sie sind von sehr ungleichem Werthe. Der Versbau ist meistentheils so lose und sorglos, daß er eine völlige Unwissenheit der Kunst verräth, wobey zugleich die meisten Stücke von empörender Rohheit und sehr zurückstoßend sind. Dagegen findet sich auf der andern Seite in einigen dramatischen Bruchstücken wieder eine Wildheit und Größe der Phantasie, die ein ächt dichterisches Gefühl beglaubigen. Gegenwärtige Probe mag zum Maaßstabe der damaligen Vollendung des Dichters dienen.

To the Muses.

Whether on Ida's shady brow,
Or in the chambers of the East,
The Chambers of the Sun, that now
From ancient melody have ceased;

Whether in heaven ye wander fair,
Or the green corners of the Earth,
Or the blue regions of the air,
Where the melodious winds have birth;

Whether on christal rocks ye rove,
Beneath the bosom of the sea,
Wand'ring in many a coral grove;
Fair Nine, forsaking Poetry!

How have you left the ancient love,
That bards of old enjoyed in you!
The languid strings do scarcely move,
The sound is forced, the notes are few.

An die Musen.

Weilt ihr auf des Ida Höh'n,
Oder auf des Ostens Thron,
Wo die Sonne pranget schön,
Stumm ist alter Lieder Ton?

Weilt ihr in des Himmels Luft,
Oder auf der Erde Grün,
Wo in blauer Töne Duft
Sich melodisch Winde ziehn?

Weilt ihr auf krystallnem Fels,
Tief im Busen grauer See'n,
Mög't ihr in der Perlen Schmelz
Durch Korallen-Grüfte gehn?

Wird alte Lieb' nicht mehr verspürt?
War't sonst für Bardendienst nicht kalt.
Die Harfe wird noch kaum gerührt,
Der Klang ist matt, der Ton verhallt.

Es giebt indessen ein noch merkwürdigeres Bändchen Gedichte unsers Verfassers, welches nur noch bey Sammlern angetroffen wird. Es ist in Duodez, und hat den Titel: „Gesänge der Unschuld und Erfahrung, die beyden entgegen„gesetzten Zustände des menschlichen Gemüths erklärend, ver„faßt und gedruckt von W. Blake.“ (Songs of innocence and of experience, shewing the two contrary states of the human soul. The Author and Printer W. Blake) Die Buchstaben scheinen geätzt zu seyn, und der Abdruck ist in Gelb gemacht. Rund umher und zwischen den Zeilen finden sich alle Arten von Radirungen: zuweilen gleichen sie den ungestalten Hieroglyphen der Aegypter, zuweilen bilden sie wieder nicht unzierliche Arabesken. Wo sich nach dem Abdrucke noch ein leeres Plätzchen fand, ist ein Gemählde hineingekommen. Diese Miniatürgemählde sind von den lebhaftesten Farben, und oft grotesk, so daß das Buch ein äußerst seltsames Ansehen bekommen hat. Vom Text ist es nicht leicht, ein allgemeines Urtheil zu fällen, denn auf die Gedichte paßt jedes Lob und — jeder Tadel. Einige sind kindliche Lieder von großer Schönheit und Einfalt: dieß sind die Gesänge der Unschuld, unter denen jedoch viele äußerst kindisch sind. Die Gesänge der Erfahrung sind hingegen metaphysische Räthsel und mystische Allegorieen. Man findet unter ihnen poetische Gemählde von der höchsten Schönheit und Erhabenheit, und wieder dichterische Phantasieen, die bloß den Eingeweihten verständlich seyn können.

Da wir unsern Verfasser gern so bekannt als möglich machten, so wollen wir von jeder Art eine Probe geben. Das Buch hat eine Einleitung, von der wir hier die erste und die beyden letzten Strophen (die vierte und fünfte) einrücken.

Piping down the valleys wild,
Piping songs of pleasant glee,
On a cloud I saw a child,
And he laughing said to me:

„Piper, sit thee down and write
In a book that all may read."
So he vanish'd from my sight,
And I pluck'd a hollow reed,

And I made a rural pen,
And I stained the water clear,
And I wrote my happy songs,
Every child may joy to hear.

Pfeifend ging ich durch das Thal,
Pfeifend Lieder ohne Zahl;
Sah ein Kind von Luft getragen,
Hört' es lächelnd zu mir sagen:

„Pfeifer, setz dich hin und schreib,
Daß dein Lied im Sinne bleib."
So erklangs vor meinem Ohr,
Und ich schnitt ein hohles Rohr,

Schnitzte eine Feder dran,
Macht' aus Wasser Dinte dann,
Schrieb die Lieder hin zur Stund,
Daß sie sing der Kinder Mund.

Von diesen frohen lieblichen Liedern können wir nur eine einzige Probe geben. Sie hat den Titel, Gründonnerstag, und beschreibt den an diesem Tage gewöhnlichen Zug der versammelten Kinder aus der Charity nach der St. Pauls Kirche.

Holy Thursday.

'Twas on a Holy Thursday, their innocent faces clean,
The children walking two and two in red and blue and green.
Grey headed beadles walked before with wands as white as snow,
Till into the high dome of Paul's they like Thames's water flow.

Oh what a multitude they seemed, these flowers of London town,
Seated in companies they sit with radiance all their own.
The hum of multitudes was there, but multitudes of lambs.
Thousands of little boys and girls raising their innocent hands.

Now like a mighty wind they raise to heaven the voice of song,
Or like harmonious thunderings the seats of heaven among.
Beneath them sit the aged men, wise guardians of the poor.
Then cherish pity, lest you drive an angel from your door.

Es war am grünen Donnerstag, man sahe die Kinder ziehn,
Sauber gewaschen, paarweis', gekleidet in roth und in blau und in grün;
Grauköpfige Zuchtmeister mit schneeweißen Ruthen voran.
In St. Pauls hohen Dom wie der Themse Fluthen strömen sie dann.

O! wie zahllos erscheinen sie da, diese Blumen von Londons Macht;
Abgetheilt sitzend in Rotten, ganz in der eignen Unschuld Pracht.
Es ersummt wie eine Menge, doch der Lämmer Menge nur allein.
Tausend kleine Knaben und Mädchen erheben ihre Händchen so rein.

Jetzt wie ein Wirbelwind steigt zum Himmel Gesanges Chor,
Wie ein harmonisch Gewitter zu den Sitzen der Engel empor.
Zwischen den Kleinen die Alten, der Armuth weiser Hort —
Drum erbarme dich vor deiner Thür, oder du treibst einen Engel fort.

Wir können nicht besser die mannichfaltigen Talente unsers Dichters ins Licht setzen, als indem wir auf dieses ausnehmend zarte und einfache Gedicht, die wahrhaft eigenthümliche und erhabene Beschreibung des Tigers folgen lassen.

The Tyger.

Tyger, Tyger, burning bright
In the forests of the night;
What immortal hand or eye
Could frame thy fearful symmetry?

In what distant deeps or skies
Burnt the fire of thine eyes?
On what wings dares he aspire?
What the hand dares seize the fire?

And what shoulder and what art
Could twist the sinews of thy heart?
And when thy heart began to beat,
What dread hand? and what dread feet?

What the hammer, what the chain?
In what furnace was thy brain?
What the anvil? what dread grasp
Dare it's deadly terror clasp?

When the stars threw down their spears,
And water'd heaven with their tears:

Did he smile his work to see?
Did he who made the lamb, make thee?

Tyger, Tyger, burning bright
In the forests of the night;
What immortal hand or eye
Could frame thy fearful symmetry?

Der Tiger.

Tiger, Tiger, Flammenpracht,
In den Wäldern düstrer Nacht!
Sprich, weß Gottes Aug und Hand,
Dich so furchtbar schön verband?

Stammt vom Himmel, aus der Höll',
Dir der Augen Feuerquell?
Welche Flügel trägst du kühn?
Wer wagt wohl zu nah'n dem Glühn?

Welche Stärke, welche Kunst,
Wob so sinnreich Herzensbrunst?
Als dein Herz den Puls empfand,
Welch ein Fuß? und welche Hand?

Was ist Hammer? Kettenklirrn?
Welche Esse schmolz dein Hirn?
Was ist Amboß? Welcher Held
Muth in deinem Arm behält?

Aus den Sternen flog der Speer,
Thränend ward der Himmel Meer:
Schaut' er lächelnd da auf dich?
Der das Lamm schuf, schuf er dich?

Tiger, Tiger, Flammenpracht
In den Wäldern düstrer Nacht!
Sprich, weß Gottes Aug' und Hand
Dich so furchtbar schön verband?

Von den allegorischen Gesängen wollen wir lieber einen anführen, den wir zu verstehen glauben, als einen uns völlig unverständlichen. Folgender Gesang der Erfahrung soll wahrscheinlich den Menschen nach dem Verlust seiner Unschuld darstellen, wie er sehnsüchtig auf seinen früheren Zustand zurückblickt, gebunden durch das Gesetz und die Priester dessen Diener, wo früher kein Gebot, keine Pflicht, und nichts als reine Liebe und freywilliges Opfern statt fand.

The Garden of Love.

I went to the garden of love,
And saw what I never had seen.
A chapel was built in the midst,
Where I used to play on the green.

And the gates of the Chapel were shut,
And „Thou shalt not" writ on the door.
So I turned to the garden of love,
That so many sweet flowers bore.

And I saw it was filled with graves,
And tomb stones where flowers should be,
And Priests in black gowns, were walking their rounds,
And binding with briars my joys and desires.

Der Garten der Liebe.

Ich ging einst zum Garten der Liebe,
Und sah was ich nimmer gesehn.

Am Rasen stand eine Capelle,
Wo sonst ich pflog spielend zu gehn.

Und zu war die Thür der Capelle,
Und „Du sollst nicht“ stand auf dem Thor.
So kehrt' ich zum Garten der Liebe,
Der Blumen sonst brachte hervor.

Und ich sah ihn mit Gräbern gefüllet,
Und Grabstein' wo Liebe sollt' seyn;
Und Priester in Trau'r umgingen die Mau'r,
Und senkten in Schmerz mein liebendes Herz.

Außer diesen Gesängen sind uns noch zwey andere Werke der Poesie und Mahlerey von Blake zu Gesichte gekommen, von denen wir aber uns außer Stande bekennen müssen, eine genügende Beschreibung zu geben. Es sind zwey 1794 erschienene Quartbände, gedruckt und verziert wie die Gesänge, unter dem Titel: Europa, eine Weißagung, (Europe, a prophecy) und: Amerika, eine Weißagung, (America, a prophecy). Dunkler sind selbst die „Weißagungen des Bakis“ nicht. Amerika scheint zum Theil eine poetische Erzählung der Revolution zu bilden, denn es enthält die Namen mehrerer Parteyhäupter. Die Handelnden darin sind eine Art von Schutzengeln. Wir geben nur ein kurzes Pröbchen, von dem wir aber nicht zu entscheiden wagen, ob es Prosa oder in Versen seyn soll.

On these vast shady hills between America's and Albion's shore,
Now barred out by the Atlantic Sea: called Atlantean hills,
Because from their bright summits you may paſs to the golden world,
An ancient palace, archetype of mighty empiries,

Rears it's immortal summit, built in the forests of God,
By Ariston the King of heaven for his stolen bride.

Auf jenem weiten Hayngebürge zwischen Amerika's Küsten und Albions,
Nun ausgehöhlt von dem atlantischen Meer; einst der Atlantis Hügeln,
Weil du von ihrem Strahlengipfel kömmst zur Welt des Goldes,
Erhebet uralt ein Pallast, Urbild mächtiger Weltreiche,
Hoch sein unsterblich Haupt, erbaut in den Wäldern Gottes,
Durch Ariston den König des Himmels, für seine gestohlne Braut.

Die Dunkelheit dieser Zeilen wird man in einem solchen Gedichte, von solch einem Manne, gern übersehen.

Europa ist eine ähnliche geheimnißvolle, unverständliche Rhapsodie, welche wahrscheinlich des Verfassers politische Ansichten der Zukunft enthält, aber ganz unerklärbar ist. Sie scheint in Versen seyn zu sollen, und dieß sind die vier ersten Zeilen.

I wrap my turban of thick clouds around my lab'ring head,
And fold the sheety waters as a mantle round my limbs;
Yet the red Sun and Moon
And all the overflowing stars rain down prolific pains.

Ich winde die dunkeln Wolken zu einem Bund um mein arbeitend Haupt,
Und schlage um meinen Leib den Mantel der wallenden Gewässer,
Dennoch regnen die rothe Sonne und der Mond
Und die überfließenden Sterne fortzeugende Qualen herab.

Diese Weißagungen scheinen wie die Gesänge nie zur Kunde des größeren Publikums gekommen zu seyn.

So hätten wir demnach Rechenschaft von allen uns auch nur flüchtig zu Gesicht gekommenen Werken dieses außerordent-

lichen Mannes gegeben. Weitläuftig genug, um die Aufmerksamkeit Deutschlands auf einen Mann zu ziehen, in dem alle Bestandtheile der Größe, wenn gleich in unziemlichem Verhältnisse vermischt, unstreitig gefunden werden. Nähere Untersuchung, als uns vergönnt war, möchte vielleicht lehren, daß er als Künstler nie vollendete und unsterbliche, und als Dichter niemals fleckenlose Werke hervorbringen wird; aber dieß wird gewiß nicht den Antheil vermindern können, den alle Menschen, und die deutsche Nation gewiß in noch höherem Grade als selbst die englische, an der Betrachtung eines solchen Charakters nehmen müssen. Wir wollen nur an die Bemerkung eines geistreichen Schriftstellers erinnern, daß diejenigen Gesichter am anziehendsten sind, in welche die Natur etwas Großes legte, dabey aber die Ausführung vernachlässigte; denn ein Gleiches möchte wohl vom Gemüthe gelten.

Schluß-Anmerkung.

Bey Anlegung dieser Zeitschrift war mein einziges Ziel, die Wohlgesinntesten und Verständigsten unseres Vaterlandes zu vereinigen, um durch Lehre und Rath, in verschiedenen Formen, zur Erhaltung des Eigenthümlich-Guten der Deutschen an Kraft, Wahrheit, Wissenschaft und Religion beyzutragen.

Diese Bestrebung blieb nicht ohne Gelingen: ich hatte mich des Beystandes sehr würdiger Männer zu erfreuen, welchen ich hiermit innigst gerührt danke.

Da ich aber als Einwohner Hamburgs durch die neuesten Einverleibungen Unterthan des französischen Kaiserthums werde, so machen die dadurch eintretenden Verpflichtungen jene frühere Richtung jetzt unzuläßlich.

Obwohl das Museum so eingerichtet war, wie es die Verhältnisse des Vaterlandes, in so genauer Verbindung mit Frankreich stehend, geboten, und es demnach für die Folge in bisheriger Art, an jedem anderen deutschen Orte, in Cassel, wie zu Berlin, in Wien oder München, sehr gut würde erscheinen können; so war dessen Richtung doch rein vaterländisch, und kann von mir also nicht weiter besorgt werden.

Den Beschluß einiger abgebrochenen Aufsätze, und einiges andere, werde ich mir erlauben in einem Ergänzungsbande nachzuliefern.

Hamburg, am 1sten Januar 1811.

Friedrich Perthes.



